

Dokumente aus dem Siegfried Unseld Archiv

Die hier wiedergegebenen Manuskripte, Berichte, Gutachten, Notizen und Briefe sind zentrale Dokumente meiner Untersuchung. Es handelt sich um Typoskripte, teilweise mit handschriftlichen Anmerkungen oder Korrekturen, und Handschriften, die als solche gekennzeichnet sind. Die vorliegende Edition orientiert sich am Prinzip größtmöglicher Lesbarkeit. Fehler habe ich, sofern sie nicht Stilmittel sind, behutsam korrigiert (z. B. fehlende Buchstaben), auffällige Formatierungen übernommen (z. B. Kursivierungen), alte Schreibweisen beibehalten (z. B. daß). Handschriftliche Anmerkungen ob im Text oder als Signatur sind in kursiver Schrift und eckigen Klammern angegeben.

Überblick der Dokumente

Manuskripte

- 1) Siegfried Unseld: Kunst im Dienst. Die kulturelle und intellektuelle Situation in der Deutschen Demokratischen Republik.

Reiseberichte

- 2) Dieter Hildebrandt: Reisebericht Leipzig, 10.03.1970.
- 3) Christian Döring: Reisebericht Leipzig, 14.03.1988.

Gutachten

- 4) Walter Maria Guggenheimer über Uwe Johnson: *Ingrid Babendererde*.
- 5) Walter Maria Guggenheimer über Uwe Johnson: *Mutmassungen über Jakob*.
- 6) Hans Magnus Enzensberger über Günter Kunert: *Aufforderung zum Zuhören*.
- 7) Martin Walser über Fritz Rudolf Fries: *Der Weg nach Oobliadooh*.
- 8) Hans Magnus Enzensberger über Karl Mickel: *Vita nova mea*.
- 9) Hans Magnus Enzensberger über Volker Braun: *Provokation für mich*, Brief vom 18.05.1965.
- 10) Hans Magnus Enzensberger über Volker Braun: *Wir und nicht sie*.
- 11) Siegfried Unseld über Volker Braun: *Die Zickzackbrücke*, Brief vom 31.10.1991.

Interne Notizen und Protokolle

- 12) Burgel Zeeh an Siegfried Unseld, Notizen Ost-Berlin-Besuch o.D.
- 13) Karl Markus Michel: Protokoll der Lektoratsversammlung am 9.09.1969, Protokoll vom 16.09.1969.
- 14) Elisabeth Borchers an Siegfried Unseld, Notiz vom 13.05.1985.

Briefe

- 15) Siegfried Unseld an Niklas Luhmann, Brief vom 24.08.1990.
- 16) Niklas Luhmann an Siegfried Unseld, Brief vom 8.10.1990.
- 17) Ernst Bloch an Siegfried Unseld, Brief vom 20.08.1961.
- 18) Siegfried Unseld an Helene Weigel, Brief vom 31.08.1961.
- 19) Siegfried Unseld an Helmut Schmidt, Brief vom 11.07.1975.
- 20) Helmut Schmidt an Siegfried Unseld, Brief vom 18.09.1975.
- 21) Elisabeth Borchers an Franz Fühmann, Brief vom 16.06.1973.
- 22) Franz Fühmann an Elisabeth Borchers, Brief vom 2.09.1973.
- 23) Elisabeth Borchers an Franz Fühmann, Brief vom 3.03.1976.
- 24) Maria Dessauer an Franz Fühmann, Brief vom 2.12.1977.
- 25) Franz Fühmann an Siegfried Unseld, Brief vom 25.05.1978.
- 26) Siegfried Unseld an Franz Fühmann, Brief vom 30.06.1978.
- 27) Franz Fühmann an Elisabeth Borchers, Brief vom 22.01.1979.
- 28) Elisabeth Borchers an Siegfried Unseld, Notiz vom 12.09.1979.
- 29) Durs Grünbein an Christian Döring, Brief vom 17.06.1988.

Manuskripte

1) Siegfried Unseld: *Kunst im Dienst. Die kulturelle und intellektuelle Situation in der Deutschen Demokratischen Republik*

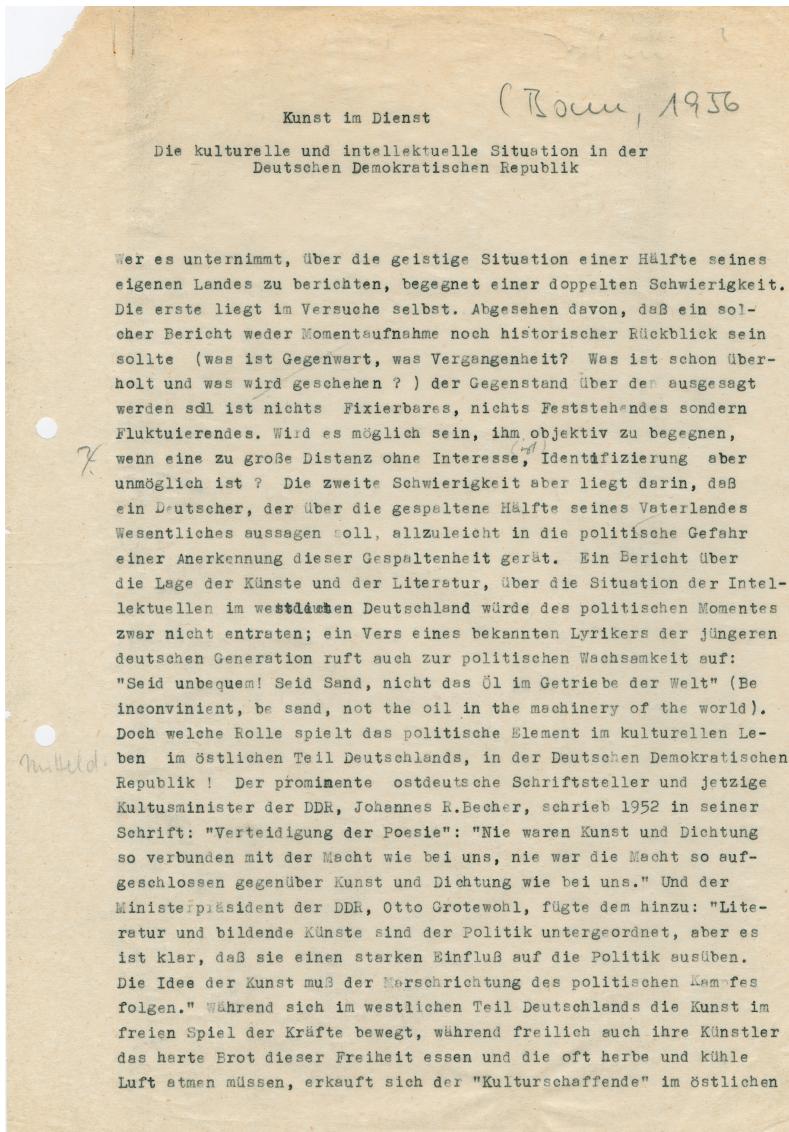


Abb. 17: Siegfried Unseld: *Kunst im Dienst* mit der Marginalie „Mitteld“.

[...] Teil Deutschlands seine finanzielle Besserstellung und materielle Sicherung mit einer Einschränkung seiner künstlerischen Freiheit. Seine Kunst ist die Magd des politischen Gedankens. Sie ist eine Kunst im Dienst. – Der nachfolgende Bericht möchte sich freilich nicht in politische Polemik verlieren, so wenig sie auch auszuschalten sein wird. Er fragt nach den Bedingungen der Künste und der Künstler, er zeigt die äußereren Erscheinungsformen der Kunst auf und sucht so einen Aufruhr des kulturellen Lebens im östlichen Teil Deutschlands zu geben.

In Ost-Berlin tagte in den ersten Januartagen des Jahres 1956 der 4. ostdeutsche Schriftsteller Kongreß. Über den Häuptern der vielköpfigen Versammlung an der Stirnwand des Präsidiums reckte sich in kühner Fotomontage das Emblem des Kongresses auf: ein eifrig hochgereckter muskulöser Arm, der Arm eines von den Werken der Anwesenden oft besungenen Traktoristen oder Hochofenarbeiters, wuchs über den Strom des Demonstrationszuges, über den Wall der Fahnen und Spruchbänder hinaus und seine kräftig geäderten Finger hielten ein riesiges Buch, in dessen aufgeschlagenen Seiten die Lösung der ostdeutschen Literatur geschrieben war: „Die Bücher von heute sind die Taten von morgen“. Man wird diesem Heinrich Mann-Zitat durchaus beipflichten können. Freilich, liest man diese Lösung auf dem Hintergrund der Becher'schen und Grotewohlschen Kunstanschauung, dann verwandelt sich der Sinn des Spruches; er verweist auf die enge Verbindung des Lesens mit dem Handeln, der Kunst mit dem Leben. Literatur, Bildende Kunst, Laienspielkunst, Volkskunst, Bibliotheken, Filme, Musik, Architektur – sie alle werden in den Dienst eingebaut, sie alle sind Mittel zum Zweck. Evident weil expressis verbis äußert sich dies auf dem Gebiete der Literatur. Die Literatur, die in Westdeutschland eine gemäßigte Rolle in der Öffentlichkeit spielt, hier, im Osten ist sie eine bedeutende, umworbane und in den Vordergrund gerückte öffentliche Angelegenheit. Bücher sollen ja nicht nur, wie andernorts auch, Leben widerspiegeln, sondern sie sollen unmittelbar zu Taten und zu einer spezifischen Gesinnung anregen. Kunst soll wirken, sie soll vereinfachen und überzeugen. Ihre Wirkung ist nicht ein Nebenprodukt, sondern ihr eigentlicher Sinn und Daseinszweck. Wie sehr die Kunst im Verfolg dieser Absicht zum staatlichen Erziehungsmittel geworden ist und der Politisierung anheimfiel, wird die folgende Untersuchung zeigen. Um diese Entwicklung verständlich zu machen, soll zunächst ein Blick auf die allgemeine geistige und seelische Situation der Menschen unter den besonderen Bedingungen dieses Regimes geworfen werden.

In einer Rede bei der Verleihung des Internationalen Stalin-Friedens-Preises äußerte Bertolt Brecht, der prominenteste Dichter Ostdeutschlands, der größte lebende deutsche Dramatiker und sicherlich einer der bedeutenden dramatischen Schriftsteller unserer Zeit überhaupt: „Der Friede ist das A und O aller menschenfreundlichen Tätigkeiten, aller Produktion, aller Künste, einschließlich der

Kunst zu leben.“ Er, Brecht, habe aus den Klassikern des Sozialismus die Lehre entnommen, „daß eine Zukunft für die Menschheit nur ‚von unten her‘, vom Standpunkt der Unterdrückten und Ausgebeuteten aus sichtbar wurde. Nur mit ihnen kämpfend, kämpft man für die Menschheit.“ Folgten die Gründer der DDR diesen beiden Sätzen? Sie, die die einmalige Gelegenheit hatten, nicht auf eigenes Risiko, sondern unter dem Schutz sowjetischer Waffen einen sozialistischen Musterstaat zu schaffen – sie mißbrauchten diesen „Standpunkt ‚von unten her‘“, indem sie als Macht des Volkes die Macht der Partei proklamierten und ihr alles unterstellt. Nach außen hin dienten alle Einrichtungen der Erziehung, der Wissenschaft und Kunst dem Grundsatz, jedem das Gleiche zu gönnen und auf die sozial Schwachen besondere Rücksicht zu nehmen. In Wirklichkeit aber wurde in diesem Gleichschaltungsprozeß, in diesem Nivellierungsvorgang dem einzelnen Menschen seine eigene, persönliche Entscheidungsfreiheit immer mehr und mehr entzogen. Der Mensch in der DDR steht unter dem totalen Anspruch des Staates und vor allem unter dem Anspruch der Partei. Kennzeichnend ist aber für die dortige Situation, daß trotz der vielen Aufmärsche und Kundgebungen, trotz der vielen Plakate und Spruchbänder, die neuen Denkformen dem Volke einhämmern wollen, daß trotz der im Betrieb und im häuslichen Bereich erzwungenen Gemeinschaft ein echtes gemeinschaftsgebundenes Leben sich nicht entwickelt hat. Der Mensch in der DDR ist allein und hat doch nicht die Möglichkeit für sich zu leben. Man organisiert die Freizeit, Betriebsferien und Erholungszeiten; der Staat wünscht sich nicht den einsamen Grübler, der etwa Zeit genug hätte, sich eine eigene Welt zu schaffen. Es ist auffallend, daß das, was in der DDR geschieht, nicht die Entwicklung eines totalen Staates nach eigenem Muster und im eigenen Land ist, wie die Entwicklung des Nationalsozialismus es war. Dieses Geschehen entwickelte sich im Raume des Weltbolschewismus. Sowenig es für die ostdeutschen Künstler möglich war, an die deutsche „linke“ Kunst der Zwanziger Jahre anzuknüpfen – davon wird noch zu sprechen sein – ebensowenig konnten es die politischen Führer in ihrem Bereich tun. Die Ideale der Gesellschaft, des Rechts, der Wirtschaft, der Politik, der Kultur wurde nach sowjetischen Idealen ausgerichtet. Dabei begnügte man sich nicht mit äußeren Anpassungen. Die Partei versuchte, die Mehrheit der Menschen von der inneren Richtigkeit des kommunistischen Systems zu überzeugen. So wird der Mensch überall vom Wirken der Partei betroffen. Vor diesem Hintergrund eines energischen politischen Willens muß man die psychologische Situation der Menschen dort verstehen. Zehn Jahre politischer Beeinflussung haben manche Verwandlung bewirkt. Die Rechtslage ist mit keiner westlichen zu vergleichen. Hat bei uns im Westen das Recht eine Schutzfunktion des Einzelnen gegenüber dem Staat, schützt dort das Recht „die fortschrittliche Entwicklung zur klassenlosen Gesellschaft auch gegen die Freiheit des Einzelmenschen.“ Das neue Recht wird mit Transparenten propagiert: „Du

bist nichts, dein Volk ist alles“. Dieses verandelte Recht wirkte tief in das Leben des Einzelnen ein. Die Ehe wurde zur gesellschaftlichen Funktion, sie wird geschieden, wenn ein Partner behauptet, der andere hindere ihn in seinem Dienste am Fortschritt. Das grösste Verbrechen ist freilich das Andersdenken. Hier ist die Strafgewalt des Staates unerbittlich. Da zudem die Grenzen einer Staatsgefährdung fließend sind, ist die Angst, durch ein Spitzelsystem geschickt genährt, beständiger Begleiter des Menschen in der DDR. Aus dieser Angst heraus wird auch der kleine Mann zum Mitläufer engagiert und lässt sich tagsüber im Betrieb und nach Feierabend in Kundgebungen und Versammlungen von politischen Parolen überrieseln. Diese Grundparolen werden übrigens nicht rational, sondern emotional eingehämmert, man darf ihre Suggestionskraft nicht überschätzen. Eines haben sie zumindest erreicht: die Jugend in der DDR ist viel stärker als im Westen, wo das Leben sich in eingefahrenen Bahnen bewegt, am politischen Leben interessiert und von ihm engagiert. Sie zeigt eine Bereitschaft zu politischem Denken und Handeln, der Westdeutschland nichts Vergleichbares zur Seite stellen kann. Dies geschah nicht zufällig. Regierung und Partei machten größte Anstrengungen, die Jugend zu gewinnen. „Der Wille der Jugend ist das oberste Gesetz des Volkes“ war auf einem Transparent eines Jugendtreffens zu lesen. Das hatte natürlich seine Gründe. Wer die Jugend auf seiner Seite hat, hat die Zukunft für sich. Zudem zeigte sich, daß die Weltanschauung des Leninismus und Stalinismus Älteren schwerer zugänglich war. Außerdem wies der „alte Kämpfer“ von einst beachtenswerte Nachteile auf. Diese alten Kommunisten hatten noch den Ausspruch der Gründerin der kommunistischen Partei Deutschlands, Rosa Luxemburg, im Kopfe: „Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden“. Wer zudem Marx, Engels und Lenin studiert hatte, wer etwa längere Zeit in sowjetischer Gefangenschaft das Regime am eigenen Leibe verspürte, dem mußten ja die Veränderungen und Verkehrungen der ursprünglichen marxistischen Weltanschauung ganz evident werden und er mußte ja shokiert sein von der Wirklichkeit der stalinistischen Diktatur. Die Inspiratoren der DDR mußten dann auch wie die Führer der UdSSR für einen gravierenden Denkfehler im Marxschen System aufkommen. Marx hatte behauptet, daß in einer neuen Sozialordnung auch automatisch ein neuer Mensch entstehen würde. Solange die alte Klassengesellschaft, die auf Ausbeutung beruhe, bestünde, sei der eigentliche Mensch nicht möglich, sondern nur sein kontradiktorisches Gegenteil, der entmenschte Mensch. Die Revolution erst würde den echten Menschen befreid erschaffen. Diese Wirklichkeit erwies den Irrtum von Marx: die Änderung der Eigentumsverhältnisse hatte keinen neuen Typ Mensch geschaffen. Deshalb galt es nun, durch ein neues „sozialistisches Bewußtsein“ einen neuen Menschentyp zu prägen. Dieses neue Bewußtsein wurde gefördert von einer Pädagogik in Analogien. In Schulen und Betrieben begegnet man den Leitsätzen: Denken wie Lenin, handeln wie Stalin,

arbeiten wie Stachanow. Wozu soll der neue Mensch erzogen werden? Das erste, was erreicht werden soll, ist eine neue Wissenschaftsgläubigkeit. Das Ideal hatte einst Maxim Gorki an Lenin festgestellt: er, Lenin, sei der einzige Mensch, der die künftige Erde wie gegenwärtig vor sich sähe, restlos durchorganisiert wie durchsichtiger Kristall. Das Ideal ist also ein rationalistisches Weltbild, darauf eingestellt, Natur und Geist zu beherrschen. Im Gegensatz zu Nietzsches Übermenschenlehre, der der Nationalsozialismus gefolgt war und die auf einer Übersteigerung der Triebkräfte ins Außergewöhnliche basierte, soll das neue sozialistische Menschenbild sichtlich glasklares, exakt-rationelles Denken und Handeln auszeichnen. Der Mensch soll zum Herrscher über Kultur, Wirtschaft und Natur ausgerufen werden. Es liegt ganz auf dieser Linie, daß Stalin selbst die Dichter als „Ingenieure der Seele“ bezeichnet hatte, die die seelischen Kräfte beherrschen und regulieren sollen. Neben dieser Wissenschaftsgläubigkeit ist das zweite Ziel die Erziehung zum Kollektivismus. Nur in der gesellschaftlichen Verflochtenheit zählt der Mensch. Für sich gestellt ist er nichts. Während im westlichen Bereich in der Dichtung wie im Alltag die Leistung und Haltung, das Glück und die Verzweiflung des Einzelnen dargestellt und gewürdigt wird, wird dort das „Lied von der Partei“ gesungen. Wladimir Majakowski hatte so gedichtet: „Was ist der Einzelne? Wen geht er an? ... Allein ist man töricht. Partei, die Unsterblichkeit unserer Sendung, Partei, die einzige Gewähr der Vollendung“. Johannes R. Becher, in der „Kantate des Jahres 1950“ stand ihm in nichts nach:

Partei, Du bist Friede auf Erden!
 Du großes Wir, Du unser aller Willen:
 Dir, Dir verdanken wir, was wir geworden sind!
 Den Traum des Friedens kannst nur Du erfüllen.
 Dein Fahnenrot steigt im Jahrhundertwind.
 Das beste Denken gabst Du uns zur Lehre.
 Siehst gewandelt uns zum großen Wir.

Dieser Drang zum Kollektivismus des „Großen Wir“ ist ein totalitärer Drang um jeden Preis. So entsteht ein „Aktivismus“ größten Ausmaßes. Er beginnt in der Schule. In vielen Klassenzimmern der DDR findet man Lenins Spruch an der Wand: „Lernen, lernen, lernen“. Nichts, selbst in der Natur darf von sich aus reifen, allem muß nachgeholfen werden, alles muß „erkämpft“ werden. Selbst Gedichte und Dramen werden „im Wettbewerb“ geschrieben. Die Bevölkerung wird in einen lückenlosen Prozeß der Arbeit, der Aktivität, der Schulungen und Aufmärsche eingespannt. Die Geschichte, die ist ja zu machen gilt, ist nicht zu gestalten, sondern nur „nachzuvollziehen“. In der sozialistischen Wirklichkeit der DDR verändert sich die These des utopischen Sozialisten Proudhon vom „Eigentum ist Diebstahl“ zur Anschauung: Eigensein ist Verbrechen. Die geistigen Fol-

gen dieser Entwicklung sind noch nicht abzusehen. Ein Menschenbild, das ausschließlich das Rationale betont und das Irrationale leugnet, das nur die gesellschaftliche Verflochtenheit gelten läßt, aber nicht sehen will, daß der Mensch gerade in diesen Bindungen an die Gemeinschaft zur souveränen Persönlichkeit werden soll – ein solches Erziehungsideal enthält eine grobe und gefährliche Vereinfachung vom Wesen des Menschen; in den „terribles simplificateurs“ hatte, vom geschichtlichen Standpunkt aus, Jakob Burckhardt die wesentlichen Verursacher geschichtlicher Katastrophen gesehen. Der Westen ist heute längst über jenen primitiven Standpunkt hinaus, daß alle Erziehung in der Realisierung eines einzigen Bildungsideales zu münden habe. Jede Aufprägung eines starren Typus widerspricht einer echten Erziehung, die die Ganzheit des Menschen im Auge hat und ihn zur freien Persönlichkeit entwickeln möchte. Gerade das aber soll nicht erreicht werden. Ziel ist ja eben die Umschulung des Menschen zu einem einheitlichen sozialistischen Bewußtsein.

In diesem Umschulungsprozeß, das haben Regierung und Partei klar erkannt, spielen die Künste eine bedeutende Rolle. Es gehört zur Eigenart des ostdeutschen Staates, daß jede öffentliche, auch die kulturelle Tätigkeit nicht der privaten Initiative überlassen bleibt, sondern staatlich geregelt wird. Am 16. März 1950 (veröffentlicht im „Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik“ vom 23. März 1950) erließ die Regierung die „Verordnung Nr. 1 zur Entwicklung einer fortschrittlichen demokratischen Kultur des deutschen Volkes und zur weiteren Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Intelligenz.“ Das Letztere wird besonders verwundern. Die Regierung war in den ersten Jahren ihrer Herrschaft alles andere als intelligenzfreundlich. Zunächst war jeder Intellektuelle verdächtig. Dann, als jener von Marx als automatisch auftretende neue Mensch nicht Wirklichkeit wurde, sah man doch, daß zur Bildung des neuen Bewußtseins die Intelligenz notwendig sei, solange wenigstens, bis eine neue „sozialistische Intelligenz“ herangewachsen sei. Aber es gab noch einen weiteren gravierenden Grund für diese Haltung. In den Jahren 1948 – 50 zogen es viele Intellektuelle vor, sich in den Westen abzusetzen. Der Osten stand vor dem Dilemma, eines Tages ohne bedeutende kulturfördernde Kräfte zu sein. Hier mußte eingegriffen werden, und daraus entstand jene zitierte Verordnung Nr. 1. In Ausführung dieser Kulturpolitik erhielten Wissenschaftler, Künstler, Literaten, Techniker und Lehrer weitreichende materielle Hilfe. Die alte „Deutsche Akademie der Wissenschaften“ konnte ihre Tätigkeit auf einer breiteren Basis entfalten. Durch Sonderstipendien an 450 junge Wissenschaftler wurde der Nachwuchs gefördert. Die Verleihung von Prämiens an verdiente Ingenieure und Techniker und Meister volkseigener Betriebe verbesserte die Lage der technischen Intelligenz. Die Bildung der Arbeiter- und Bauernfakultäten, in die im Jahre 1949 3200 Arbeiter und Bauern aufgenommen wurden, wirkte entscheidend in die Entwicklung dieser Stände ein. Auch

die Verleihung des hoch dotierten Nationalpreises wirkte anspornend. Für den Ausbau der Universitäten und Hochschulen standen im Jahre 1950 24.790.000 DM zur Verfügung, für die Technische Hochschule Dresden und die Verwaltungssakademie „Walter Ulbricht“ 2 Millionen. Für wissenschaftliche Forschung an den Universitäten wurden 50 Millionen aufgewendet. Zur Ausbildung des Musiker-nachwuchses wurde in Berlin vom Ministerium für Volksbildung ein Konservatorium für 250 Studierende eingerichtet; allein für die Errichtung des Gebäudes standen 450.000 DM bereit. Das ehemalige Zeughaus in Berlin sollte mit 1,5 Millionen DM in ein „kulturhistorisches Museum“ umgebaut werden. Für den Aufbau des Opernhauses in Leipzig und für den weiteren Ausbau der Deutschen Volks-bühne Berlin standen je 2,5 Millionen bereit. Interessant ist auch ein Vergleich der Etatmittel der ost- und westdeutschen Akademien. Während es in Westdeutsch-land den Präsidenten der „Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung“ (Sitz Darmstadt) erst 1954 gelang, durch Stiftungen die Akademie funktionsfähig zu machen, wurde die „Deutsche Akademie der Künste“ in Ostberlin von vornherein hoch dotiert. Für die sachlichen und personellen Aufwendungen der Deutschen Akademie der Künste und ihrer Institute stehen jährlich 1,9 Millionen zur Verfü-gung. Während bei der westdeutschen Akademie das einzelne Mitglied bei Ta-gungen der Akademie selbst Fahrt und Aufenthalt zu bestreiten hat, erhalten die Mitglieder der Ostakademie jährliche steuerfreie Zuwendungen in Höhe von 10.000 DM. Weiter wurden Maßnahmen getroffen, um die Intelligenz materiell besser zu stellen: Kredite für Eigenheime, Erholungsheime, Pensionen. Ehren-bezeichnungen wurden geschaffen: „Verdienter Arzt des Volkes“, „Verdienter Lehrer des Volkes“. Das Ministerium für Volksbildung mußte auch dafür sorgen, daß im Jahre 1950 mindestens 10 Bände einer vereinbarten „Bibliothek von Werken fortschrittlicher deutscher Schriftsteller“ in einer Massenausgabe erscheinen. Schließlich wurde beschlossen, zwischen der DDR und der Sowjetunion einen regen Kulturaustausch zu pflegen; zur Finanzierung dieser kulturellen Beziehung wurden nicht weniger als 3,2 Millionen DM bereitgestellt. Mögen diese projektierten Unternehmungen nicht in allen Fällen erreicht und die Etatmittel nicht in der vorgesehenen Höhe ausgegeben worden sein, eines ist deutlich: Kultur wurde als Politik systematisch gefördert und unterstützt.

In welchen äußersten Erscheinungsformen schlug sich nun diese Kulturpolitik nieder? In der Enzyklopädie der Sowjetunion (Bd. II, S. 1539) finden wir den Satz: „Die Kunst gehört dem Volk; sie muß mit ihren tiefsten Wurzeln mitten in die breiten werktätigen Massen hineinreichen... Sie muß Gefühl, Denken und Willen dieser Massen vereinen, muß sie emporreißen.“ Durch eine Förderung der „Volks- und Laienkunst“ versuchte man, dies zu erreichen. Die vom Leipziger Zentralhaus für Laienkunst veröffentlichte Zeitschrift „Volkskunst“ gab die Devise (Oktober-heft 1952): „Es muß gelingen, das künstlerische Laienschaffen mit dem Kampf um

Frieden, Einheit, Demokratie und Sozialismus zu vereinen, daß der Zusammenhang zwischen dem persönlichen Leben des einzelnen Menschen und den entscheidenden Problemen unserer Zeit und Gesellschaft sichtbar wird.“ Man ging rüstig ans Werk. Grotewohl sprach vom tief demokratischen und patriotischen Inhalt der Volkskunst und auch Walter Ulbricht betonte: „Wir legen besonderen Wert auf die Pflege der Volkskunstraditionen.“ So gründete man, zunächst aus freier Initiative, Fachzirkel für Laienspielkunst, für Chorwesen, für Tanz und Instrumentalmusik. Später führte man diese Einzelgruppen in größere Verbände über, die dem (kommunistischen) Gewerkschaftsbund oder der SED direkt unterstanden. Damit war der erste Schritt getan, den Menschen auch in seiner Freizeit im Sinne Lenins zu „vergesellschaften“. Dann folgte die nächste Phase. Man begann in aller Öffentlichkeit, Inhalte der Spielstücke zu diskutieren und zu kritisieren und sie nach ihrem Wert für die Gemeinschaft zu befragen. Hier eine jener typischen Kritiken („Schweriner Landeszeitung“ 10.1.1952):

An der gut zweijährigen Entwicklung der Laienspielgruppe werden Vorzug und Nachteil der Laienkunst in der Elbewerft besonders deutlich. Vor zwei Jahren spielte sie einen selbst verfaßten Tingel-Tangel-Kitsch mit dem Titel „Film in der Südsee“. Heute wird bereits der sowjetische Einakter „Die verhängnisvolle Erbschaft“ einstudiert. Diese Wendung hat einige Schwächen. Vor der Einstudierung werden zwar von der Gruppe die Rollen und ihre Besetzung diskutiert, aber die Erörterung und Klärung der gesellschaftlichen Fragen des Stücks bleiben unberücksichtigt. Solange aber die Gruppe an dieser Aufgabe vorbeigeht, wird sie weder die Rolle richtig erfassen noch den gesellschaftlichen Gehalt des Spieles ausschöpfen können.

Diese Kritik macht für jeden einsichtig, daß die Förderung, die das Laienspielwesen in der DDR genießt, nicht um der Volkskunst und ihrer Tradition willen geschieht, sondern auf ein klares politisches Ziel abgesteckt ist. Durch diese rein inhaltliche Kritik sucht man den Realismus, den „sozialistischen Realismus“ zu fördern. Freilich, dieser Realismus, der sich um naturgetreue Wirklichkeitswiedergabe bemüht, ist doch nicht vorbehaltlos für Naturalismus. In einer Kritik eines Laienspiels („Der Volksbetrieb“, Heft 16/1951) lesen wir über die Frage, ob Feinde auf der Bühne gutaussehen dürfen:

Gibt es schöne amerikanische Soldaten? Natürlich gibt es auch in der amerikanischen Armee Menschen von schöner Gestalt. Was aber ist der Inhalt des Kampfes des amerikanischen Soldaten? Tötung und Zerstörung um des Profits der Auftraggeber willen. Der amerikanische Soldat, der im Auftrage der reaktionären Unterdrücker kämpft, ist nichts weiter als ein Toter auf Urlaub. Kann darum der amerikanische Soldat als schöner Mensch gezeichnet werden, wenn in ihm die Fratze des Todes grinst? Nein! Und deshalb, weil der Naturalismus nur auf Wiedergabe der äußersten Erscheinung bedacht ist, ist er verlogen und reaktionär.

Der Schwarz-Weiß Manier und Dummheit dieser Conclusion ist nichts hinzuzufügen; sie spricht für sich selbst und in jedem Fall gegen diese Auffassung des Laienspiels. Damit aber ist die Umwandlung noch nicht beendet. Es liegt nämlich in der Konsequenz solcher „wohlwollender“ Kritiken, daß man sich am Schluß fragt, ob solche Stücke eigentlich Eifer und Einsatz lohnen und ob es doch nicht besser wäre, diese Mühen auf ein Parteistück oder auf ein Parteilied zu verwenden; was dann auch meist geschieht.

In der DDR ist die Volks- und Laienkunst im wesentlichen wirklich nichts anderes als ein Stück des politischen Gesamtprogrammes: die Umschulung des Menschen nach Erkenntnissen der modernen Massenpsychologie zum willfährigen Werkzeug des Staates und der Partei.

Nicht anders ist die Situation in der Bildenden Kunst selbst. In seiner Rede zum Fünfjahresplan am 31.10.1951 führte der stellvertretende Ministerpräsident Walter Ulbricht aus: „Die Bildende Kunst – Malerei, Grafik und Plastik – ist in der Deutschen Demokratischen Republik am weitesten zurückgeblieben. Es gibt kein einziges großes Werk, das für die weitere Entwicklung dieser Kunst als beispielhaft hervorgehoben werden kann.“ Auch auf diesem Gebiet begann zunächst die Arbeit mit großem Elan. 1945 wurde als scheinbar überparteiliche Organisation der „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ gegründet, dem viele Künstler angehörten. In diesen Kreisen setzte eine zunächst rein theoretische Diskussion über die einzuschlagenden Wege in der Bildenden Kunst ein.

Was im Dritten Reich unter das Schlagwort „Entartete Kunst“ fiel, wurde nun einem neuen Schlagwort geopfert: „Formalismus“ war nun die Anprangerung staatsfeindlicher Kunst. Nach der Rückkehr von seiner Rußlandreise definierte André Gide den Begriff des Formalismus, der „mehr Wert auf die Form anstatt auf den Inhalt lege“, wobei Gide anmerkte, natürlich sei nur ein Inhalt richtig, der, der die Sowjetunion preise. Formalismus war die Äußerung kapitalistischer Kunst, nicht formalistisch war die sowjetische Malerei. Die deutschen Künstler wurden dadurch in eine schwierige Lage gebracht. Während der Zwanziger Jahre wurde die moderne Kunst, etwa der Bauhausstil, gerade von der linken Avantgarde betrieben. Auf diese konnte und durfte man nicht zurückgreifen. Abstrakte Kunst, Expressionismus und Surrealismus, als große Bewegungen von den Künstlern der Linken getragen, waren nun verfeindet. Woran aber anknüpfen? An die russische Genremalerei, die in der deutschen Kunst schon Anfang des Jahrhunderts überwunden war? So trat auch hier die Forderung nach einem neuen Kunststil auf, nach einem Stil, der die Wirklichkeit imitieren sollte. Kennzeichnend hierfür ist das sowjetische Drama „Der Erfolg“, in dem der Maler Netschajew seine künstlerischen Ziele so kommentiert: „Mein Bild soll mithelfen, Lokomotiven zu bauen, Sümpfe trocken zu legen und Obstgärten anzupflanzen.“ Wie sich diese Absicht in der Malerei der DDR realisierte, das allein verraten schon die Titel der neu ent-

standenen Bilder: Rudolf Bergander: „Sowjetische Traktoren für deutsche MAS“. Prof. Arno Mohr: „Landaufteilung 1945“. Erhard Meinke: „Bereit, für den Frieden sterben“. Erwin Görlach: „Die Jugend der Welt kämpft für den Frieden“. Kollektiv Gericke/Zank: „Am Schluß der Wettbewerbsbesprechung“. H.A. Spieß „Internationaler Kindertag in Druxberge“. Hellmuth Chemnitz: „Traktoristin im Gespräch mit einem Bauern“. Georg Kretschmar: „Auf verantwortungsvollem Posten“. Im selben Maß, wie nun dieser sozialistische Realismus an Boden gewann, wurden nun die früheren Kunststile und Künstler kritisiert. Der Kritiker Professor Magritz beurteilte die expressionistische Strömung in der Kunst, die während der Zwanziger Jahre vorwiegend von kommunistischen Künstlern ausgeübt wurde, als „eine im Sterben befindliche, sich steigernde Perversion der bürgerlichen Gesellschaft“, als „Kunst des verwesenden, verfaulenden Kapitalismus“. Schlimm war es um die Stellung eines Malers vom Range Carl Hofers bestellt. Anfänglich genoß er hohe Ehren, wurde ausgezeichnet und zur aktiven Beteiligung an Ausstellungen und Festveranstaltungen aufgefordert. Dann erfolgte die Wendung. Das Zentralorgan der DDR, die „Tägliche Rundschau“ schrieb am 29.12.1950: „Carl Hofer orientierte sich durchaus nicht an den Lebensinteressen des deutschen Volkes, sondern am politischen Interesse der amerikanischen Besatzungsmacht. Er isolierte sich vom Leben seines Volkes, und in dieser Isolierung verstärkte er die maskenhaften, dekadenten Züge seines früheren Schaffens zur groben Karikatur und verlieh ihnen den ihnen entsprechenden Inhalt des Grauens, der Todeswütigkeit einer weltfremden und menschenfeindlichen Philosophie.“ Nicht anders erging es einem ebenfalls berühmten Maler. Otto Dix wurde 1933 mit dem Urteil „entartet“ als Professor in Dresden entlassen; nach 1945 war er maßgebend an der Strömung der „Neuen Sachlichkeit“ beteiligt, erregte aber Aufsehen, als er in seinen letzten Lebensjahren Bilder nach der Art alter Meister schuf. Als er 1951 in Leipzig Bilder ausstellte, mußte er die „Tägliche Rundschau“ über sich urteilen lassen: „Seine ausgestellten Werke mit fast ausschließlich religiösen Themen lassen ihn als einen in dem ausweglosen Morast der Formzertrümmerung angelangten Techniker erkennen.“ Anderen Malern wurde die bekannte „wohlwollende“ Kritik zuteil. „Das Neue Deutschland“ kommentierte am 11.11.1951 ein Bild von Wolfgang Frankenstein, „Die ersten Gäste“, das die kommunistischen Weltfestspiele röhmt: „Der Künstler, der früher in der Galerie Rosen am Kurfürstendamm abstrakte Malerei ausstellte, hat jetzt begonnen, sich der Wirklichkeit und dem Realismus zuzuwenden und unterstützt den Friedenskampf des deutschen Volkes.“

Solche Kritik spricht Bände. Auch die Bildende Kunst steht im Dienst. Was geschaffen wird, ist ohne künstlerischen Belang, es ist Photokopie vergesellschafteter Menschen. Für die Bildende Kunst in der DDR gilt genau das, was Gottfried Benn schon 1931 über die sowjetische Kunsttheorie äußerte: In ihr ist

„alles, was in uns, dem abendländischen Menschen, an Innenleben vorhanden ist, also unsere Krisen, Tragödien, unsre Spaltung, unsre Reize und unser Genuß, eine reine kapitalistische Verfallserscheinung, ein kapitalistischer Trick... In dem Augenblick aber, wo der Mensch zur russischen Revolution erwacht,... fällt das alles vom Menschen ab, verraucht wie Tau vor der Sonne, und es steht da das zwar ärmliche, aber saubere, das geglättete, heitere Kollektivwesen, der Normalmensch ohne Dämon und Trieb, beweglich vor Lust, endlich mitarbeiten zu dürfen am sozialen Aufbau, an der Fabrik, vor allem an der Festigung der roten Armee. Jubel in der Brust: in den Staub mit allen Feinden nicht mehr Brandenburgs, sondern Moskaus.“

Nach all dem wundern wir uns nicht, wenn auch das Filmwesen im Dienst einer straffen Kulturpolitik steht. Von Lenin stammt das Wort: „Die Filmkunst ist für uns die wichtigste aller Künste“, und es war auch eine seiner ersten Amtshandlungen nach der Revolution, die Filmindustrie zu verstaatlichen. Auch Stalin erkannte die politische Bedeutung des Films: „Der Film in den Händen der Sowjetmacht ist eine gewaltige, nicht abzuschätzende Kraft. Seine außerordentliche Fähigkeit, auf die Massen einzuwirken, hilft der Arbeiterklasse und ihrer Partei, die Werktagen im Geiste des Sozialismus zu erziehen, die Massen im Kampf für den Sozialismus zu organisieren und ihre kulturelle und politische Kampfkraft zu heben.“

Die DDR hat sich die Devise Stalins zu eigen gemacht. Schon am 17. Mai 1945 erhielt die staatliche Filmgesellschaft der DDR (die DEFA) die sowjetische Lizenz. Im Sommer 1947 wurde die DEFA in eine sowjetische Aktiengesellschaft umgewandelt, deren Aktienkapital zu 55% in den Händen des Ministeriums für Filmindustrie der UdSSR lag. Anfang 1951 gaben die Sowjets die DEFA als „volkseigenen Betrieb“ in deutsche Hände zurück. Vom Beginn an übten die Sowjets eine starke Kontrolle aus. Die Direktion wurde von Moskau aus bestellt. Indes war der Start der ostdeutschen Filmindustrie ausgezeichnet. Am 15. Oktober 1946 wurde der erste DEFA-Film, der erste deutsche Nachkriegsfilm überhaupt in der Ostberliner Staatsoper uraufgeführt: „Die Mörder sind unter uns“. Dieser von Wolfgang Stadte inszenierte Film und auch die ihm folgenden vier Filme („Ehe im Schatten“, „Affaire Blum“, „Rotation“ und „Die Sonnebrucks“) waren beachtenswerte künstlerische Leistungen. Man rechnete ab mit Nazigrößen und Kriegsverbrechern und stellte in den Mittelpunkt der Filme die echte Bereitschaft des Menschen zur Einsicht, Umkehr und Wandlung. Doch bald verlor der ostdeutsche Film diesen Charakter. Selbst die Zahl der reinen Unterhaltungsfilme ging zurück. Genehmigt wurden nur noch Filme einwandfrei politischen und agitatorischen Inhalts, die oft scharfe Angriffe auf den Westen enthielten. Bis zum Dezember 1953 hat die DEFA 57 Filme hergestellt; die geplante Zahl von 15 Filmen für 1954 und 20 Filmen für 1955 wurde nicht erreicht. Die finanzielle Situation der

DEFA verschlechterte sich zunehmend, da die Bevölkerung den neuen Filmen mit tendenziösem Inhalt und auch den synchronisierten russischen Filmen sehr skeptisch gegenüberstand. Eine Statistik weist aus, daß die beiden importierten westdeutschen Filme „Das doppelte Lottchen“ und „Sie tanzte nur einen Sommer“ in fünf Monaten über 9 Millionen Besucher erzielten, während in 18 Monaten nur 2 Millionen Besucher sich zwei sowjetischen Filme ansahen. Die Forderung der Bevölkerung und der immer lauter werdenden Kritik nach reinen Spielfilmen, konnte nicht erfüllt werden. Seit dem Jahre 1950 lief nur ein einziger Film ohne jede politische Tendenz, „Die Geschichte des kleinen Muck“, nach einem Märchen von Wilhelm Hauff gedreht.

Das Filmwesen in der DDR ist seit 1951 in einer permanenten Krise. Es sind nicht nur Schwierigkeiten, etwa das Mißverhältnis zwischen den erwünschten Spielfilmen und den projektierten Tendenzfilmen. Es sind auch nicht Schwierigkeiten technischer oder filmkünstlerischer Art; die DEFA verfügt über ausgezeichnete Regisseure und über moderne Produktionsstätten. Es sind Schwierigkeiten moralisch-politischer Art: den Machthabern der DDR ist es nicht einmal geeglückt, im theoretischen Vorbild des Films die Idee des neuen Menschentyps zu realisieren. Der Versuch, Filmhelden, die überzeugend auf die Mentalität der Menschen einwirken könnten, scheiterte an der geringen Resonanz bei der Bevölkerung, scheiterte aber auch schon in der Konzeption des Drehbuches. Die Partei weiß, daß sie gerade auf dem gefährlichen, weil weitreichenden Gebiet des Films nichts wagen kann. Nicht einmal der Name Brecht ist ihr Garantie: Im Sommer 1955 sollte Bertolt Brechts „Mutter Courage“ verfilmt werden. Das Drehbuch lag vor und war genehmigt, die französischen Schauspieler engagiert und schon an Ort und Stelle. Da entstanden Differenzen zwischen Autor Brecht und Regisseur, der seine Auffassung der Rollen im Sinne des sozialistischen Realismus durchsetzen wollte, durchsetzen mußte. Der Regisseur konnte, Brecht – seines künstlerischen Gewissens wegen – wollte nicht nachgeben. So fand „Mutter Courage“ als Film nicht statt, da sein Autor sich weigerte, sich der vorgeschriebenen Linie zu beugen.

Wie aber sieht die Literatur im östlichen Deutschlands selbst aus? „Die Literatur“, so schrieb in seinem russischen Exil 1942 Johannes R. Becher; „wird die ganze Wahrheit an den Tag bringen, sie wird Ankläger, Zeuge und Richter sein in einem.“ Wenn man die ostdeutsche Literatur seit 1945 übersieht, erhält man den Eindruck, daß diese „ganze Wahrheit“ kaum mehr als eine halbe wurde. Immerhin ist eines festzustellen: im Haushalt der öffentlichen Meinung der DDR spielt die Literatur und die Literaturdiskussion eine ungleich größere Rolle als etwa in Westdeutschland. Die Frage ist freilich, ob die Gegenstände und Rangqualitäten denselben Vergleich aushielten. Literatur und Literaturdiskussion werden deshalb gefördert, weil ihnen der wichtigste Anteil im Umschulungs-

prozeß des Menschen zufällt. In Band III der „Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“ finden wir den kennzeichnenden Satz: „Es muß gelingen, die Literatur zu einer mächtigen Waffe des deutschen Volkes im Kampf um die Lösung seiner Lebensfragen zu gestalten.“

Blicken wir einmal dahin, wo diese Waffen geschmiedet werden, in die Verlage der DDR. Obwohl dem Namen nach in Leipzig noch der traditionelle „Börsenverein der Deutschen Buchhändler“ besteht, ist er in Wirklichkeit nur ein Funktionsorgan des „Amtes für Literatur und Verlagswesen“ in Ostberlin, einer staatlichen Planungsstelle, die nach den Richtlinien der SED die Arbeit und die Arbeitsweise des Verlagswesens festlegt. Kennzeichnend und entscheidend für die auch heute noch dem Lizenzzwang unterliegende Verlagstätigkeit in der DDR ist ihre fast völlige Verstaatlichung und Konzentrierung in Monopolunternehmen. Die ehemals privaten Verlage vor allem in Leipzig, die in der Geschichte des deutschen Buchhandels und des deutschen Kulturlebens eine große Rolle spielten, wurden ausnahmslos gezwungen, ihre Arbeit einzustellen oder aber sie fielen der Enteignung anheim; viele Inhaber dieser Privatverlage flüchteten nach Westdeutschland und gründeten dort neue Unternehmen. In der DDR wurden 1954 insgesamt 142 Verlage gezählt und 5410 Titel verlegt (Bundesrepublik: 1785 Verlage mit 12.264 Titeln). Gegenüber 1953 hat sich damit die Zahl der Verlage um 17 erhöht. Die Zahl der Titel stieg um 25 %. Den größten Anteil an diesem Zuwachs verzeichnete die Gruppe der Großverlage, die jährlich mehr als 50 Titel veröffentlichten. Der Anteil dieser Großverlage, die ausschließlich volkseigen sind, an der Gesamtzahl der Verlage betrug 20,3 %, ihr titelmäßiger Produktionsanteil aber 75,1 %. Dies zeigt, wie sehr man in der DDR bemüht ist, die Verlagstätigkeit in Monopolunternehmen zu konzentrieren. Demgegenüber hatte die Gruppe der Kleinverlage, die jährlich 1–10 Titel verlegen und 48 % aller Verlage ausmachen, nur einen titelmäßigen Produktionsanteil von 3,4 %. Das Gewicht der Produktion liegt also eindeutig bei einigen wenigen großen Verlagen, die als staatliche Unternehmen Monopolstellungen inne haben. Die Besitzverhältnisse der Verlage in der DDR sind nur schwer zu überblicken. 10,5 % der an der Buchproduktion beteiligten Verlage waren mit Sicherheit noch in privatem Besitz, bei 28 % sind die Eigentumsverhältnisse fraglich. Der Anteil an der titelmäßigen Produktion der beiden Gruppen, die nur wenig Titel verlegen, ist freilich gering. Mit Sicherheit wurden 6,3 % der veröffentlichten Titel von Privatverlagen veröffentlicht, fraglich ist es bei weiteren 6,1 %. Das bedeutet, daß im günstigsten Fall nur 12,4 % der Gesamtproduktion Privatverlagen entstammte und daß 87,6 % aller Titel von Staatsverlagen veröffentlicht wurde; hierbei muß noch erwähnt werden, daß natürlich auch die privaten Verlage bzw. ihre Produktion der Lenkung und Aufsicht des „Amtes für Literatur und Verlagswesen“ unterstehen; dabei ist das Verfahren der Kontrolle einfach: für Unerwünschte Bücher gibt es keine Papier-

genehmigung, das heißtt, sie können nicht gedruckt werden. Interessant ist auch ein Vergleich über die Veränderung innerhalb der Sachgebiete des Fachbuches im Zeitraum von 1927–1954. Fachbücher aus dem Gebiete der Hauswirtschaft nahmen um 81% ab, Fachbücher der Rechtswissenschaft um 80%, der Philosophie um 60%, der Religion um 40%. Dagegen nahmen im gleichen Zeitraum zu die Fachbücher der Technik und des Handwerks um 180%, der Naturwissenschaften um 130%, der Land- und Forstwirtschaft um 65%. Von diesen staatlich gelenkten Umgruppierungen profitierten in erster Linie die naturwissenschaftlichen, technischen und ökonomischen Disziplinen. Diese Disziplinen also, die mithelfen, ein neues Weltbild zu schaffen und die dem Menschen helfen sollen, sich zum Herrscher über Erde und Natur aufzuwerfen. Aus welcher Richtung dieser neue, Veränderung erzwingende Wind bläst, wird deutlich, wenn man beachtet, daß 71,9% aller übersetzten Bücher des Jahres 1954 aus dem Russischen stammen. Der Anteil der Übersetzungen aus fremden Sprachen an der Buchproduktion der DDR liegt mit 22,2% aller Titel im Jahre 1954 besonders hoch (Bundesrepublik 1954 8% aller Titel Übersetzungen). Zu den 71,9% übersetzten Büchern aus dem Russischen kommen noch weitere 8,6% auf Übersetzungen aus anderen Sprachen des Ostblocks. Der Anteil aus dem Englischen und Amerikanischen mit 8% und aus dem Französischen mit 6,6% ist demgegenüber gering.

Wie ist es nun um die ostdeutsche Literatur bestellt, die 1954 auf dem belletristischen Sektor 991 Titel aufweist (Bundesrepublik auf dem gleichen Sektor 2135 Titel)? Es ist schlecht um sie bestellt. Im Dienst an ihrem „weltanschaulich bedingten Ziel“ (G. Lukács) hat die Literatur Eigenständigkeit eingebüßt und nie einen Rang erreicht, der sie in Vergleich mit der jungen westdeutschen Literatur bringen könnte. Diese Umbildung der Literatur zu einem politisch verstandenen Dienst geschah in der DDR von oben und von unten her. Von oben durch Verordnungen des Staates, von unten her wacht der disziplinierte Teil der Leserschaft gewichtig darüber, ob ein Buch dem politischen oder gesellschaftlichen Zweck entspreche. Man ist sehr stolz auf diese „neuen“ Leser, dessen literarische Kritik etwa so aussieht wie die Zuschrift von Arbeitern aus dem „Kali-Kombinat Ernst Thälmann“: „Es gibt noch zu wenig Bücher über unsere Kali-Industrie“. In einem Brief aus dem Reichsbahnausbesserungswerk Delitzsch heißtt es: „Der sowjetische Eisenbahnerroman ‚Die Dynastie der Kasanzews‘ wird besonders im Hinblick auf die Entwicklung der Eisenbahnluftdruckbremse gelesen.“ Es liegt auf der Hand, daß die Literatur von solchen Zustimmungen stimuliert nicht zum Kunstwerk werden kann. Der frühere Volksbildungminister und jetzige Sekretär des Zentralkomitees der SED, Paul Wandel, bekannte dann auch am 26. Juli 1955 im „Neuen Deutschland“: „Wenn wir eine Gesamtbilanz ziehen, dann muß man Worte voll Unzufriedenheit und einer revolutionären Ungeduld sprechen. Das, was wir auf dem Gebiet der Literatur an neuen Werken haben, entspricht in keiner

Weise den Forderungen des Tages, den Forderungen der Epoche. Wir haben einen Rückstand, den wir durch nichts rechtfertigen können.“

Ein solches Urteil eines Parteidirektors sagt natürlich nichts über den Kunstwert der Literatur aus. Doch ist es tatsächlich so, daß sich die Literatur der DDR in einer tiefen Krise grundsätzlicher Art befindet. Nach der offiziellen Auffassung ist Literatur nichts anderes als eine der ideologischen Formen, in denen sich die Menschen der bestehenden gesellschaftlichen Konflikte bewußt werden und sie ausfechten. Die Krise röhrt nun daher, daß zwar die Konflikte, die Vergesellschaftung des Menschen im Kommunismus, seit eh und je dieselben geblieben sind, daß aber die Mittel, wie sie darzustellen sich grundlegend geändert haben. Der Expressionismus, der 1910 auftrat und gegen die behagliche Sattheit des Bürgertums kämpfte, wurde in der Literatur vorwiegend von Vertretern der Linken geführt. Mit scharfem Geist wurde eine Umgestaltung der Wirklichkeit angestrebt. Das Suchen nach einem neuen, menschenwürdigerem Leben wurde mit stärkster sprachlicher Intensität ausgedrückt. Der Ausbruch des 1. Weltkrieges förderte diese Bewegung. Leonhard Franck und Johannes R. Becher forderten die Ächtung des Krieges. Später, in der Weimarer Zeit stand Bechers hymnisch-ekstatische Lyrik im Zeichen der Hoffnung auf den unmittelbar zu verwirklichenden Sozialismus. Das expressionistische Theater erreichte mit Bertolt Brecht seinen Höhepunkt. Die Haltung der linken Intellektuellen war international. Kosmopoliten wollten sie sein. Wir kennen kein Vaterland, schrieb Becher. Während die politische Rechte die Volksmusik gegenüber der „jüdischen“ Jazzmusik betonte, hatte die Musik der expressionistischen Avantgarde ausgesprochenen internationalen Charakter. Eisler, dessen „Roter Wedding“ wirklich populär wurde, war Schüler von Schönberg. Weill, der Komponist von Brechts „Dreigroschenoper“ verwendete virtuos Schlagzeug und Saxophon in seiner Musik. Dies alles wurde anders, als die vaterlandslosen Rebellen von einst zum Träger der Macht wurden. Der frühere Oppositionsgeist vertrug sich schlecht mit der nun geforderten Staatsbejahung. Selbst die Prominenten mußten sich von rückwärts her eine Kritik gefallen lassen, eine Kritik, die eben das herabsetzte, das eine objektive literarische Wertung eben als die eigentliche bedeutende Leistung dieser Autoren festgestellt hat oder feststellen wird. Das Blatt der Freien Deutschen Jugend, „Junge Welt“, schrieb am 1.9.1955: „Selbst so bedeutende und dem Proletariat innig verbundene Dichter wie Bertolt Brecht und Johannes R. Becher wurden in den Zwanziger Jahren mit genüßlichem Schauder von übersättigten Snobs gelesen, nicht aber von jenen, für die sie schrieben. Die große Mehrheit der einfachen Leute kam kaum an ihre Werke heran.“

Was war für die ostdeutschen Literaturinitiatoren zu tun? Man konnte auf die Dichtung der „Kampfzeit“ nicht zurückgreifen. Schon Engels hatte in einem Brief vom 15. Mai 1885 geschrieben: „Überhaupt ist die Poesie vergangener Revolution

für spätere Zeiten selten von revolutionärem Effekt, weil sie, um auf Massen zu wirken, auch die Massenvorurteile der Zeit wiedergeben muß.“ Diese „Massenvorurteile“ hatten sich allerdings gewaltig geändert. Da man nun auf vereinfachende und überzeugende Wirkung aus war, galt das Interesse nicht mehr dem Großstadtpublikum, das Freude an atonaler Musik, abstrakter Kunst und moderner Dichtung hatte, sondern der Masse. Diese Masse aber mußte engagiert werden, sie mußte als Kulturkonsument angesprochen und in den Prozeß verflochten werden. So rief denn die Partei die Arbeiterschaft als „Erbin der klassischen Kunst“ auf. Hier ereignete sich genau das, was Autoren wie Brecht eben vermieden wissen wollten. Während Brecht der ganzen Konzeption seines Werkes und seiner Persönlichkeit nach für das Neue gegen das Alte eintrat („Erfreut euch des Neuen, schämt euch des Alten“ heißt es in einem Gedicht über die Aufgaben des Schauspielers), während er sich bemühte, neue Inhalte anstelle der alten zu setzen, wurde von der offiziellen Kulturpolitik eben dieses Alte in neue Schläuche gegossen. Man appellierte an das Persönlichkeitsideal, an den schönen Menschen der klassischen Kunst, der nun mit den Mitteln des Realismus und der Typisierung dargestellt werden sollte. Diese beiden Begriffe, des Realismus und der Typisierung, die seitdem eine große Rolle in der Literaturdiskussion spielen, gehen auf eine, übrigens englisch geschriebene Briefstelle von Engels zurück, in der er „wirklichkeitsgetreue Darstellung typischer Charaktere unter typischen Umständen“ forderte. Seitdem ist die Forderung nach Realismus und Typisierung nicht mehr zur Ruhe gekommen. In einer 1955 deutsch erschienenen Schrift des Russen W.S. Kemenow heißt es: „Das Problem des Typischen ist das zentrale Problem des sozialistischen Realismus; denn hier entscheidet sich die Frage der künstlerischen Verallgemeinerung und der Parteilichkeit der Kunst, ihrer Möglichkeit, in lebendigen Gestalten das Wesentliche in den Erscheinungen des Lebens widerzuspiegeln und die objektiven Prozesse der Entwicklung der Wirklichkeit somit in der Kunst zu enthüllen.“

Von dieser ideologischen Sicht aus gingen die ostdeutschen Schriftsteller ans Werk. Freilich, was in den ersten Jahren publiziert wurde, waren Bücher, die im Exil, meist in Amerika geschrieben wurden: Brechts Dramen, Anna Seghers bedeutender Roman „Das siebente Kreuz“, Arnold Zweigs Roman „Erziehung vor Verdun“, Ludwig Renns Roman „Adel im Untergang“, Bechers Gedichte „Die Hohe Warte“. Es ist jedoch kennzeichnend für das intellektuelle Klima im östlichen Teil Deutschlands, daß die bedeutenderen Autoren mit keinem neu in der DDR geschriebenen größeren Werk hervortraten. Zeigt sich darin die Unmöglichkeit, in einem unfreien System schöpferisch frei arbeiten zu können?

Es ist sehr schwer, die dem neuen, sozialistischen Realismus huldigenden Veröffentlichungen ostdeutscher Schriftsteller gerecht zu beurteilen. Der Graben, der die beiden Teile Deutschlands trennt, spiegelt sich am deutlichsten in dieser

Literatur wieder, zu der ein westdeutscher Leser keinen Zugang finden kann. Es seien aber doch ein paar Namen genannt, die über den Raum der DDR hinaus Beachtung verdienen.

Auf dem Gebiete der Lyrik ist es vor allem Peter Huchel; dieser 1903 geborene Lyriker ist seiner eigenen lyrischen Art treu geblieben; die Sammlung „Gedichte“ von 1948 zeigt seine Absicht, Landschaft und Heimat im lyrischen Wort gültig darzustellen. Franz Fühmann gehört der jüngeren Generation an; der 1922 Geborene bemüht sich um den Einbezug des deutschen Märchengutes in seine Dichtung. Günter Kunert, 1929 in Berlin geboren, ist die größte lyrische Hoffnung der ostdeutschen Literatur; in seinem Gedichtband „Wegschilder und Mauerinschriften“ finden sich Gedichte, in denen der Lebenstrom unserer Zeit pulsiert.

Auf dem Gebiet des Romans herrscht „ausgesprochene Flaute“ wie der durch seine Reportage über die Bundesrepublik 1953 „Paradies ohne Seligkeit“ bekanntgewordene Schriftsteller Eduard Claudius äußerte. Die bekannten Romanciere der DDR, Anna Seghers, Ludwig Renn und Arnold Zweig gelang kein bedeutenderes Werk. Anna Seghers Roman „Die Toten bleiben jung“ verarmt dort, wo sie das Gesamtbild einer Epoche sozialistisch zu deuten unternimmt. Von der Kritik wurde der Roman „Roheisen“ von Hans Marchwitza herausgestellt; man braucht aber doch die östliche Brille, um dem Tendenzroman Interesse abgewinnen zu können.

Sieht man auf dem Gebiet des Theaters von Bertolt Brecht ab, dann bleiben nur zwei Namen übrig: Der jüngst verstorbene Friedrich Wolf und der junge Erwin Strittmatter. Bei Wolf ergibt sich dieselbe Situation wie bei der Seghers. Er hat seine besten Stücke („Zyankali“ und „Professor Mamlock“) in den Zwanziger Jahren und im Exil geschrieben. Mit seinen neueren Stücken und auch mit den neuen Gedichten war ihm kein Erfolg beschieden. – Strittmatter verkörpert auf dem Gebiet des Dramas die Hoffnung der DDR. Nach Erzählungen und zwei Romanen schrieb er 1951 als Laienspiel die Komödie „Katzgraben“. Auf Anregung von Bertolt Brecht schrieb Strittmatter das Stück für das Theater um; es wurde vom Berliner Ensemble unter Leitung von Brecht mit Erfolg aufgeführt.

In unserem Bericht sind wir immer wieder Bertolt Brecht begegnet. Der Lyriker und Dramatiker Brecht ist zweifellos die hervorragendste Persönlichkeit im kulturellen Leben der DDR. Politisch ist seine Gestalt zwielichtig. Er, der die österreichische Staatsangehörigkeit inne hat, ist Marxist, gehört aber nicht der SED an. Seine Bedeutung als Dramatiker von Weltrang ist unumstritten. Nun schon 35 Jahre werden seine Stücke auf den internationalen Bühnen gespielt und seine Lyrik der „Hauspostille“ ist in das Spruchgut des Volkes eingegangen. Das gegenwärtige deutsche Theater im Westen wie im Osten kann auf seinen größten Anreger nicht verzichten, wie unangenehm es für Theaterleiter auch sein mag, Brecht heute aufzuführen. Der Westen verbüelt ihm seine marxistische Grund-

haltung, der Osten wirft ihm vor, daß seine Konzeption des Menschen nicht in allen Einzelheiten dem gewünschten Typ entspricht ja ihm oft widerspricht. Verbot und Begeisterung betrifft in unseren Tagen sein Werk. Als im Osten die Musik seiner Oper „Die Verurteilung des Lukullus“ als „formalistisch“ abgelehnt wurde und das Stück mit der Begründung, es verwirre die Masse der Friedenskämpfer und ermutige imperialistische Kriegstreiber, nach der Premiere vom Spielplan der ostdeutschen Bühnen abgesetzt wurde, da waren auf westdeutschen Bühnen seine Stücke en vogue. Als nach Brechts Bekenntnis zur Regierung der DDR westdeutsche Aufführungen seiner Werke gestoppt wurden, da wurde im Osten der „Kaukasische Kreidekreis“ aufgeführt. Sein neuestes, im amerikanischen Exil geschriebenes Stück „Der gute Mensch von Sezuan“ durfte von vornherein nicht in der DDR aufgeführt werden; die These, die Brecht in diesem Stück vertritt, die Unvereinbarkeit von Gutsein und menschlichem Leben, passt nicht in die ostdeutsche Konzeption des zum Guten fortschrittlichen Sozialismus. Dafür aber wird dieses Stück im Westen mit anhaltendem Erfolg aufgeführt und diskutiert. Bertolt Brecht wird noch weiter von sich reden machen. Nicht umsonst heißt der Schlußsatz seines 1955 in Köln uraufgeführten Schauspiels „Leben des Galilei“: „Wir wissen bei weitem nicht genug. Wir stehen wirklich erst am Beginn.“

Diese im Ganzen betrübliche Situation der Literatur in der DDR ist dort nicht übersehen worden. Man entfachte öffentliche und groß angelegte und vorbereitete Diskussionen. Man entfesselte vor allem den Kampf gegen den „Formalismus“, dem man die Schuld am Versagen der ostdeutschen Literatur gab. „Das Zurückbleiben unserer Literatur ergibt sich aus der Herrschaft des Formalismus“ dekretierte das „Amt für Literatur“. Formalismus bedeute „Zersetzung und Zerstörung des Nationalbewußtseins, fördere den Kosmopolitismus und bedeute damit eine direkte Unterstützung der Kriegspolitik des amerikanischen Imperialismus.“ (2. Mai 1951). Der Kampf gegen den Formalismus währte fünf Jahre. Dann wurde, nachdem immer noch keine bedeutende Literatur entstanden war, eine neue Kampflosung ausgegeben. Man entdeckte, daß die neue, im Sinne des Realismus bazillenfreie Literatur öde und langweilig zu lesen war und daß sie bei den einfachen Menschen, für die sie angeblich geschrieben war, keinen Anklang fand. Der Kampf gegen den Formalismus wurde aufgegeben und anstelle des Hydrakopfes Formalismus ein neuer eingesetzt: „Schematismus“. Georg Lukács, der gelehrteste unter den marxistischen Kritikern, sagte dazu: „Der große Fehler des Schematismus in unserer Literatur ist eben, daß wir unsere Literatur aus dem richtigen Optimismus heraus sehr oft in einen banalen, verniedlichenden Happy-End-Optimismus hinüberführen.“ Es charakterisiert die hoffnungslose Lage der ostdeutschen Literatur, daß keine anderen Lösungen aus dem Dilemma des Schematismus gefunden wurden, als die, die Anna Seghers und Hans Marchwitza

auf dem 4. Deutschen Schriftsteller Kongreß in Ostberlin im Januar 1956 von sich bekannten. Anna Seghers postulierte: „Der Künstler braucht die Hilfe der Partei. In einem Wirbel von einzelnen Erscheinungen, die alle auf mich einwirken würden, prägt mir die Partei immer das Typische ein: das, was Bestand hat und wächst, obwohl es noch klein scheint und von dem Grellen und Aufgeblähten überspielt wird. In den wirrsten und widerspruchsvollsten Zeiten hilft sie mir, nie die Richtung aus den Augen zu verlieren.“ Und Hans Marchwitza, Autor des Stalingradromans „Roheisen“ bekannte von sich: „Meine einzige, beste und mütterliche Betreuerin war unsere kommunistische Partei.“

Wir sahen: die Kunst in der Deutschen Demokratischen Republik steht im Dienst. Sie steht im Dienst der Partei, und die Partei gibt ihr Idee und Richtung auf ein einheitliches Menschenbild, in dem individuelles wenig Raum hat. Während Marx die Banalität des traditionellen Materialismus durch seine Dialektik überwand, die eben die Besonderheit des Menschen – das Phänomen des Geistigen wie des Ich – nicht nur nicht ignorierte, sondern ihr Rechnung trug, wirft die Weltanschauung, die sich auf seinen Namen beruft, jede Besonderheit in den Müllheimer ihres Vorurteils. Die intellektuelle Situation in der DDR ist gekennzeichnet durch die Beschniedung der individuellen Haltung und durch die Unmöglichkeit einer im echten Sinne freien schöpferischen Existenz. Die Kunst im Dienst wird zum Lehrbuch der Politik. Oder, um es in einem Brechtschen Gleichnis auszudrücken: Ein Lorbeerbaum sollte aus festlichem Anlaß zur feierlichen Form der Kugel zurecht geschnitten werden. Man begann mit dem Abschneiden der wilden Triebe. Doch wie sehr man sich bemühte, es wollte lange nicht gelingen. Einmal war auf der einen, dann auf der anderen Seite zuviel weggestutzt. Als endlich die Kugel erreicht war, war die Kugel sehr klein. „Gut“, sagte der Zuschauer, „das ist die Kugel, aber wo ist der Lorbeer?“. Gut, das ist die Ideologie, aber wo ist die Kunst?

Reiseberichte

2) Dieter Hildebrandt: Reisebericht Leipzig, 10.03.1970

Reisebericht Leipzig.
(Diktiert, nicht geschrieben)

1. Klima. Im Messehaus am Markt (Buchhaus) überheizte Temperatur, untermühlte Stimmung. Bei der berühmten Pressekonferenz des Börsenvereins (wie Bohrer in der FAZ geschrieben hat) war durchaus „frostige“ Stimmung. Die Herbstmesse war dagegen ausgesprochen freundlich, leutselig, erquickend.

Denn: ein Gespenst geht um in der DDR: das Gespenst der Konvergenz, da man wieder Ideologie und Konflikt haben möchte, muß die Kultur, muß die Literatur den austragen. Wiederholter Hinweis auf die Streiterei und Militanz des Leninismus, der natürlich zum 100. Geburtstag seines Autors hoch im Kurs steht (wenn solche ökonomischen Ausdrucksweisen erlaubt sind).

2. Klima. Speziell auf Suhrkamp bezogen war die Stimmung diesmal deutlich unfreundlicher. Voigt (Aufbau) hielt den ersten vereinbarten Termin nicht ein; den zweiten Terminvorschlag, den er uns andienen wollte, reichte er nicht ein und einen Tag später, ging er mit einem verlegenen Nicken am Stand vorbei. (Er soll es auch gewesen sein, der auf einer Verlegertagung gedankt hat für die Solidarität beim Boykott der Einladung zum Suhrkamp-Empfang im Herbst letzten Jahres – dies aber streng vertraulich)

Auch die Offiziellen Hoffé, Dr. Köhler (Vorsteher des Börsenvereins) und der Stellvertretende Kultusminister Haid haben diesmal unseren Stand gemieden.

3. Klima. Aktueller Anlaß für diese Reserve ist offenbar „Trotzki im Exil“, der neben dem BS-Band von Mitscherlich nicht ausgestellt werden durfte, nach dem mehrfach von irgendwelchen Leuten am Stand gefragt worden ist. Ich habe beim Buch-Export zwar nicht wegen der übrigen 12 Titel (die komplette Liste ist hier beigelegt) aber wegen Peter Weiss Einspruch erhoben mit dem Hinweis darauf, daß es sich bei diesem Autor doch um einen für beide Seiten bisher relevanten und hocherwünschten Schriftsteller handelt. Man sagte mir, daß man diese Beschwerde weiterleiten wolle.

4. Zum Stand. Wir haben diesmal den Stand 365/367 zwischen „Volk und Welt“ und dem Buchverlag „Der Morgen“, gegenüber dem „Union-Verlag“ – also eine wesentlich bessere Plazierung als im vergangenen Herbst. An dieser Stelle der 3. Etage ist überdies eine Art Stirnwand, die zu unserem Stand gehört, und die wir mit Hilfe zweier Graphiker dekorieren ließen, und zwar mit einem großen, fast über den ganzen langen Gang hin sichtbaren SV, mit den Spektrum-Kreisen der edition und mit unserer Schrifttype „Suhrkamp-Verlag“. Diese graphische Zubereitung hatte zur Folge, daß der Stand noch mehr als im Herbst besucht wurde und vor allem schneller auffindbar war.

5. Interesse: Das Interesse der Standbesucher war wieder die Hl. Dreifaltigkeit: Klauer, Dauerleser und Leute, die so hoch in der Hierarchie stehen, daß sie annehmen können, die Bücher bei Anforderung auch zu erhalten. Bemerkenswert diesmal war das Auftauchen junger Doktoranden, die über westliche Literatur arbeiten müssen, die aber offenbar die entsprechende Literatur nicht zur Verfügung haben. Z. B. kam eine junge Dame an den Stand, die als Mitglied eines Kollektivs eine Dissertation zu schreiben hat über den Einfluß von Horkheimer, Adorno und Marcuse auf die non-konformistischen Schriftsteller der BRD. Dieses

Thema ist entsprechend der letzten Hochschulreform in der DDR vom Zentralkomitee der SED ausgegeben worden.

Dieter Hildebrandt
Frankfurt, den 10. März 1970

3) Christian Döring: Reisebericht Leipzig, 14.03.1988

Herrn Dr. S. Unseld
Dr. J. Unseld
Dr. G. Honnefelder
Dr. H. Marré
Dr. Ch. Groffy

Protokoll meines ca. 45-minütigen DDR-Aufenthaltes im Abfertigungs-Warteraum des Flughafens Leipzig am 13.3.

Eingereiht in die 4 Warteschlangen passierte ich die Vorkontrolle (Reisepass/Überprüfung der Zählkarte/des Messeausweises).

Am Schalter (es gibt dort ja keine Einsicht in das, was der Beamte hinter der Sichtblende tut) warte ich, dann klingelt das Telefon.

Ich werde gebeten, wieder Platz in der Wartehalle zu nehmen. Ca. 10 – 15 minütiges Warten bis alle Passagiere abgefertigt sind. Den Bekannten, der mich vom Flughafen abholen wollte, durfte ich nicht benachrichtigen lassen. Dieser erhielt vielmehr (wie mir später am Telefon mitgeteilt wurde) zusammen mit einer wartenden Frau die Auskunft, daß alle „Gäste“ abgefertigt seien.

- Frage des für mich zuständigen Beamten (höheren Ranges), der meine Papiere hat: Sie besuchen Verlage?
- Ich bin mit Vertretern von Verlagen der DDR auf der Messe verabredet.
- Nehmen Sie Platz. (wieder ca. 5 minütiges Warten)
- Geben Sie mir Ihren Flugschein. (Warten)
- Ihre Einreise in die DDR wird nicht gestattet.
- Mit welchen Gründen denn, warum?
- Darüber geben wir keine Auskunft, gemäß den internationalen Vereinbarungen.
- Kann ich telefonieren.
- Nein.

- Hören Sie, der Suhrkamp Verlag arbeitet mit DDR-Verlagen zusammen, die Verleger waren sogar kürzlich noch zum Brecht-Geburtstag beim Staatsakt Ihres Staatsratsvorsitzenden.
- Nehmen Sie Ihre Tasche. Sie nehmen jetzt die Maschine zurück.
- Hören Sie.
- Hier haben wir das Sagen.

Ein zusätzlicher Beamter in Zivil kommt hinzu. Der Beamte nimmt meine Tasche und gibt mir die Papiere.

Von 2 Beamten begleitet und dem in Zivil hinterher rasches Laufen zum Flugzeug, das aufgehalten wurde.

- Ich will aber nicht mit dieser Maschine zurückfliegen.
- Dann wenden wir die Gesetze der DDR an. (verstehe ich)

Der Beamte kommt bis in die Maschine mit und übergibt meinen Flugschein einem Besatzungsmitglied.

- Auf Wiedersehen.

14.3.88

[Döring]

Gutachten

4) Walter Maria Guggenheimer über Uwe Johnson: *Ingrid Babendererde*

Dr. Guggenheimer/E 24.4.57

Uwe Johnson
(über Eberhard Seel
Berlin-Wilmersdorf)

„Ingrid Babendererde“
Roman 368 S.

Hier handelt es sich um ein offenbar von Herrn Professor Mayer im Gespräch mit Herrn Suhrkamp gestreiftes Manuskript eines Autors aus der DDR, das nun über eine west-Berliner Adresse uns zugesandt wurde. Prof. Mayer wird wohl mitgeteilt haben, in welchem Maße er den Vorgang vertraulich behandelt zu sehen wünscht.

Ich kann nicht genug betonen, wie sehr ich hoffe, daß Herr Suhrkamp aus der Arbeit „ein Buch machen wolle“, wie der Autor im Begleitbrief es ausdrückt. Die Sache hat mich so gefangen genommen, daß ich während der Feiertage für Anderes und für Gespräche ganz verloren war.

Dabei hatte das Manuskript bei mir zwei harte Hindernisse zu überwinden.

1. Es ist kurz gesagt der Bericht davon, wie zwei Schüler – ein Junge und ein Mädchen – aus einer mecklenburgischen Oberschule knapp vor dem Abitur zur Flucht nach der Bundesrepublik (die sie nicht lieben) geradezu gezwungen werden, sollen sie sich nicht völlig aufgeben. Ich möchte sagen, ich scheue an sich Unternehmen, die so aussehen, als tue man Feindliches gegen die DDR, und den Oberflächlichen auf beiden Seiten wird es scheinen, als geschähe das mit diesem Buch. Aber das ist nun nicht zu ändern. Daran sind die Leute drüben selbst schuld. In diesem Buch ist alles vordergründig Politische auf das unausweichlich Persönliche reduziert. Und eben dieses darf nun wirklich nicht verschwiegen werden.

Um es gleich anzudeuten: die Oberprima (dort 12 A) gerät ganz unversehens in den behördlich angekurbelten Kampf gegen die „Junge Gemeinde“. Dabei ist diese der Mehrzahl der jungen Leute ziemlich gleichgültig. Sie finden sie eher ein bißchen komisch und sind nicht einmal ganz sicher, ob sie politisch wirklich so harmlos ist. Nicht die Härte der Methoden gegen die Organisation erbittert die jungen Leute, sondern ihre Verlogenheit und daß sie selbst dabei bewußt verlogen mitwirken sollen. Sie spüren genau, daß das nicht reines Uneschick ist, sondern daß beabsichtigt ist, ihre persönliche Integrität zu brechen. Sie weichen einfach verstockt und verbittert und sehr verachtungsvoll aus, und so kommt es, daß das Mädchen Ingrid Babendererde statt des von ihr verlangten Diskussionsbeitrages über die „Junge Gemeinde und die Rechte der Kirche“ vor versammelter Schulumanschaft über die unnötig verbotenen Westberliner Hosen einer Mitschülerin spricht, in überlegter und ironischer Art so provozierend, daß nun freilich der Absprung unabwendbar wird. Die beiden Jungen, die sie mit hineinzieht, beide wie sie Mitglieder der Freien Deutschen Jugend, (Jürgen sogar führend und sehr aktiv) haben mit allem Aufgebot an jugendlicher Diplomatie bis zu allerletzt Distanz zu halten versucht, bis zu dem Augenblick eben, da sie für immer verdorben wären, wenn sie sich nicht entschieden. Sie unterscheiden sich dabei sehr voneinander.

Klaus, Ingrids Freund, (bürgerliche Widerstandsfamilie, ironisch, wollte Regisseur werden) „geht in Haltung“ aber ganz illusionslos mit dem Mädchen über die Grenze, um sich sofort „prüfungshalber“ von ihr zu trennen – ein sehr melancholischer Schluß; Jürgen, der wegen seiner kommunistischen Aktivität den unbeherrschten Haß seiner Mutter auf sich geladen hat, der die Babendererde ohne jede Hoffnung liebt, hilft ihnen mit den Resten seiner politischen Autorität illegal über die Grenze, es wäre ihm aber wohl unmöglich, sich selbst „abzusetzen“.

Das zweite Hindernis für mich: Das Buch ist wirklich arg norddeutsch. Ich meine damit nicht so sehr das eingestreute Platt (auf Seiten 339/40 muß übersetzt werden, da hört die Überbrückungsmöglichkeit auf); ich meine eher ein gewisses Kokettieren mit Verschlossenheit, indirekter Aussage, Versonnenheit,

Verschmitztheit, Herbheit und derlei. An ein paar Stellen wird man da auch tatsächlich beschneiden müssen. Wortwiederholungen wie „überlegsam“ etwa. Und man wird Unklarheiten lichten müssen, die durch Übertreiben der Andeutungsmethode entstehen.

Im Ganzen aber wird es kaum einen wachsameren Kritiker für all das geben können als mich. Wenn mich eine so geschilderte Welt und Atmosphäre verzauert, statt mich zu befremden oder zu irritieren, dann muß es normale Leser gewinnen.

Das wäre nun alles Abwehr von Negativem. Das überwältigend Positive ist: 1.) Das Raffinement von Aufbau und Darstellung. Ganz allmählich wird man in die Erregtheit dieser Schulkasse inmitten eines geruhsam, aber nicht teilnahmslos dahinlebenden Städtchens hineingezogen. (Daß alle Beteiligten, Schüler und Lehrer, je nach Situation einen Vornamen, einen Familiennamen und einen Spitznamen haben, macht die Übersicht anfangs etwas schwierig. Vielleicht könnte da ein wenig nachgeholfen werden). Die sprachliche Technik ist so, daß ich gelegentlich einfach in Bewunderungsrufe ausbrach; immer dem Verständnis um ein Weniges vorauselend, immer genau in dem Augenblick auflösend, da einem die Sache denn doch zu schwierig werden könnte. Sprachlich sind die Spannung von direkter und viel indirekter Rede, von Schülerjargon, offizieller Partei- und Schulsprache und die immer etwas ironisch liebevolle Anteilnahme des Erzählers von sozusagen sorglichem Raffinement. (Man käme mit Beispielen, von denen ich gerne einige zusammenstelle, an kein Ende.)

In den Fluß der Erzählung, immer an erstaunlich gut gewählter Stelle, hingestreut kleine virtuose Sonderstückchen: die schon erwähnte Rede des Mädchens Ingrid Babendererde; eine lässig hingeworfene Satire des jungen Klaus (die zur Bewährungsprobe für den beschlagnahmenden Professor wird); Rückblenden (manchmal etwas verwegen eingebaut, aber man müßte das [*so stehen*] lassen) zur Lebensgeschichte einzelner Personen – vier Zeilen genügen gelegentlich zur Charakterisierung von jungen Menschen, ihren Eltern, den Lehrern, Leuten in der Stadt, (der junge Polizist etwa, der eifrig die Babendererde vor einem Spitzel der SED in Schutz nimmt); all solche Figuren bleiben unverwechselbar haften.

Die sprachliche Charakterisierung der Menschen geht bis Interpunktions- und Satzweise, so etwa die abgehackten Sätze des übereifrigen Direktors mit Punkten zwischen zusammengehörigen Worten und plötzlichem Zusammenschreiben nichtzusammen gehöriger.

Zwei Elemente durchziehen den ganzen Aufbau: kursiv je zu Beginn der vier Hauptteile eine Art „Vorblende“ auf die bevorstehenden Flucht-Etappen der zwei jungen Menschen – sehr dunkel und traurig – und anderseits immer wieder in die Handlung eingebaut Segelfahrten, geruhsam oder gefährlich, der drei jungen Menschen Ingrid, Klaus und Jürgen auf ihrem gemeinsamen Segelboot. Ich ver-

stehe nichts vom Segeln, aber jede dieser Fahrten hat mich gefesselt bis ins Technische hinein: diese Technik auf dem immer sich wandelnden See führt die Drei, die einander immer auf so verschiedenen Wegen ihrer Reaktion auf die Außenwelt zu verlieren drohen, mit Zuverlässigkeit zusammen.

Damit zum zweiten Punkt meiner Begeisterung für das Buch: seine Anständigkeit. Es sind nicht alles Helden, und die paar, die es beinahe sind, wollen es nicht sein. Aber alles, diese zwischen Schülerangst und ironischer Überlegenheit schwankende 12 A zuvörderst, ist von einer klaren und warmen Erfreulichkeit. Es sind auch nicht alle Leute sauber, aber die Kategorie, nach der da gelebt und geschrieben wird, ist Sauberkeit. Und wer da nicht hineinpaßt, fällt ohne ausgesprochenes Urteil einfach immer irgendwie ab und raus; meist wie der junge SED Schuldirektor, mehr lächerlich als verächtlich; fällt damit übrigens, wenn man eben vom Direktor absieht, meist in irgendeine Art von Anonymität (Der Berufsspitzel, der Angeber in der Schule).

Das Buch läßt, rational gesehen, wenig Hoffnung für die beiden Flüchtenden, an deren Schicksal im Westen man nur mit Grausen zu denken wagt, wenig für die Verbleibenden in ihrem Starrkampf; – und doch ist das Buch in einer Weise optimistisch, wie ich es schon lange nicht erlebte (wie Olschewski, der eine frappante westliche Parallele darstellt, es nur auf ganz verzweifelte Weise zu sein versuchen kann).

Die Lektüre dieses Manuskriptes unterbricht bei mir jene von Jugendschilderungen aus uns angebotenen niederländischen und französischen Büchern, von westdeutschen ganz zu schweigen. „Ich werde darüber noch im Einzelnen zu berichten haben). Da ist dieser Herr Uwe Johnson einfach ein frisches Bad dazwischen. Wenn man daran denkt, was aus dem „Dreieck“ dieser jungen Menschen gemacht werden könnte! Es wäre falsch zu sagen, daß es hier diskret behandelt wird. Es wird so geachtet, daß schon Diskretion indiskret wirken würde; ebenso wie jeglicher Nonsense politischer Geschäftigkeit einfach weggewischt wird; die landläufigen westlichen Vorurteile gegen das Leben dort werden gleich mit weggewischt, ohne daß sie auch nur erwähnt würden. Mancher vorurteilslose Leser in Westdeutschland wird gerade durch die geführte Kritik darüber belehrt, was an sich an Positivem umgekehrt dort alles selbstverständlich voraussetzen ist.

Und dies ist ein weiteres wichtiges Moment: das wäre endlich ein Buch, das wirklich für das Verständnis arbeiten würde, nicht durch Werbung (es wirbt für gar nichts), sondern durch Eliminierung alles Nebensächlichen, aller falschen und nur phrasenhaften Gegensätze. Man möchte sagen: wenn das gelesen ist, kann man beiderseits anfangen über das Entscheidende miteinander zu reden.

Ich bin sehr bekümmert, so schwächlich über ein so wichtiges Objekt berichtet zu haben. Aber das Entscheidende ist, daß Herr Suhrkamp selbst auch nur einen Blick hineinwirft.

Ein Nachwort über die Naturnähe:
 Sommerhitze, Wasserkühle, Wolken und Hügel gehören einfach unlösbar mit zu diesen Menschen und ihren untergründig sich vorbereitenden Entschlüssen und Handlungen.

5) Walter Maria Guggenheimer über Uwe Johnson: *Mutmassungen über Jakob*

bericht guggenheimer
 über uwe johnsons neuen roman.

[Umlauf, Ablage]

(die 4 umschläge mit den teilen I,II,III und IV/V gehen gleichzeitig eingeschrieben an verlag. (zugleich mit krleza, bankett). der johnson aber muss, zur weiteren entscheidung, an wen [weiterzugeben], zu herrn dr. suhrkamp.)

- 1 - in der tat, was ich eigentlich nicht erwartet hatte: der autor hat, sich selbst erstaunlich treu bleibend, erstaunliche fortschritte gemacht. (ich hatte gefürchtet, das stecken bleiben mit der babendererde würde ihn irgendwie deroutieren). das neue buch ist viel bedeutender als das frühere, aber: es ist auch ungleich problematischer.
- 2 - sprachlich hat der autor seine methode, mit umständlichkeit (ein bischen, ganz weit, nach thomas mann) und mit hintergründig-ironischen umschreibungen sonst durch jargon-fassungen ihrer bedeutung entleerter tatbestände (ein bischen, ganz weit, nach brecht) die wortkargheit norddeutscher menschen (landmenschen, obwohl in der stadt) eben doch „zur sprache zu bringen“, aufs äusserste ausgebaut und raffiniert (ich verzeih ihm über diesem kunststück manche manieriertheit gern.) mitten in strikt diszipliniertes deutsch kommen da, wohlabgewogen, altertümelnde wortbildungen, wie tastend aneinander gereihte synonyma, adjektivhäufungen, anakoluth kühnster art, aber alles in der gemessenen, unbeirrbaren satzmelodie.
- 3 - in der aufbereitung des geschehens freilich hat der autor einen ungeheueren schritt getan, sagen wir: nach vorwärts. immer wieder wechselt das erzähl-subjekt, ohne dass es, zumeist, auch nur genannt würde, immer wieder wird neuangesetzt, vorgegriffen, zurückgeblendet, oft mitten in absätze hinein oder aus ihnen heraus. dabei ist die satzanordnung ungeheuer reizvoll. übrigens schreibt, im manuskript, der autor ganze eingesprengte teile rot, und er schlägt vor, dafür kursiv zu wählen. im manuskript sieht es gut aus, im satz, fürchte ich, wäre das ganz anders. die auswahl dieser *roten* stellen ist, psychologisch sozusagen, jeweils sehr schlau bedacht; einem nachvollziehbaren system aber entspricht es nicht. es hilft zum rationalen verständnis nicht.

4 - und dieses rationale verständnis wird diesmal, ohne zweifel, überfordert. der yacine ist dagegen, stellenweise, ein kinderspiel. ich betone: diese schwere verfolgbarkeit der handlung macht das ganze nicht weniger spannend, im gegenteil, die geschichte einfach brav heruntererzählt hätte mich wahrscheinlich kaum interessiert, während ich so, sehr zum schaden privater vorhaben, aus der spannung garnicht herauskam. prinzipiell also ist die methode durchaus richtig und gegückt. aber man kann sie, das wird auch der autor zugeben, da und dort überspannen. und das tut er.

ich fürchte nicht einmal, dass leser an solchen stellen das buch verärgert in die ecke schleudern. wahrscheinlich würden sie, wie ich, versuchen, wie aus zerrissenen, ungeordneten dokumenten doch den vorgang zu rekonstruieren, und so ist die methode ja wohl auch gedacht. aber an einigen stellen (besonders ab mitte teil II) werden sie achselzuckend weiterlesen, hoffend (mit recht) doch wieder einmal einen faden in die hand zu bekommen; literarisch sind aber solche stellen dann verloren.

das heisst: an manchen stellen muss der autor, selbstverständlich ohne zu entschlüsseln, doch hilfen geben. damit vergibt er sich nichts. eine methode wäre, das ganze mit ihm zu lesen, und da, wo es ganz aussichtslos wird, zu protestieren. er wird dann selber lachen. – wahrscheinlich würde man, ohne die jetzige faktur zu ändern, dazu kommen, durch (ebenfalls verschlüsselte, aber doch helfende) titel oder untertitel einzugreifen?

5 - dieser besondere umstand ist der grund, dass ich, zur allgemeinen empörung oder belustigung wahrscheinlich, jetzt erst die handlung skizziere; es gibt da nämlich lücken, die sonst nicht begreiflich wären.

personen: der alte cresspahl, intarsien-spezialist, der seines alten hauses wegen, trotz übler politischer laune, in jerichow irgendwo zu der DDR-küste sitzen blieb. seine tochter gesine, mädchen der still hochmütigen art, wie johnson (beinahe eine spur kindlich, schablonenhaft und kitschig) sie einzig man und immer mögen wird. sie ist, anglistin, nach dem westen gegangen und arbeitet (ausgerechnet) an einer nato-stelle (der punkt ist schwach, aber nötig). drittens: eine alte flüchtlingsfrau aus den polnisch besetzten gebieten, die bei cresspahl hängen blieb. sie ist die mutter jakobs, der eigentlichen hauptperson: in dresden an der bahn dispatcher, ein bei den dortigen (damaligen, 56) bahnzuständen furchtbar verantwortlicher und aufregender posten, in dem er sachkundig, treu, distant ganz aufgeht (die arbeitsschilderungen sind grossartig!) da gibts (wie auch in jericho, natürlich, ein paar nebenfiguren, kollegen, jeder eine studie, und eine ehemalige freundin jakobs, politisch und auch sonst ein wenig ehrgeizig, telefonistin an wichtiger stelle. des weiteren: jonas, ein unruhiger intellektueller, anglist, uni-assistent (schöne seminarstunde!), der auf etwas abenteuerliche weise gesines bekanntshaft schloss und sie liebt.

auch auf der uni ein paar nebenleute, nette sekretärin, sympathisch-hilfloser chef. endlich, einziger gegenspieler: rohlfs, hat noch ein paar namen, geheimdienst – (auch da ein paar typen dazu, besonders sein treuer fahrer hänschen). [die unterstrichenen Figurennamen sind am linken Textrand mit Ziffern von 1 bis 6 markiert, A.J.]

rohlfs nun verschmäht es, nach „hundefängerart“ kleinen anzeigen gegen cresspahl nachzulaufen. er möchte – die russen setzen ihn auf die spur – gesine zur mitarbeit gewinnen, und setzt nun einen ungeheuer komplizierten, geduldigen, ganz auf psychologie gebauten apparat dafür in szene. (ganz durchschaubar ist mir sein spiel nicht in allen einzelheiten geworden, auch nachträglich nicht).

jakobs alte mutter rückt, entscheidende aber nicht ganz motivierte tatsache, nach dem westen aus. nun setzt rohlfs den unwandelbar lojalen jakob, der sie doch besuchen möchte, an: er soll gesine, mit der er entscheidende jugendjahre auf dem land verbrachte, gewinnen. überraschend aber taucht sie ohnehin in dresden (man vermutet dresden) auf. in abenteuerlicher flucht nach jerichow versucht jakob zunächst, sie vor rohlfs zu schützen, umsonst. es kommt zu recht aufregenden, äusserlich immer kühl höflichen begegnungen, diskussionen, – gesine will „es sich überlegen“ (will es wirklich.) jakob, ihr nun durch die gefahr sehr nahe gekommen, fährt, offiziell, [*besuchsweise*] zu ihr nach dem westen – wird er wiederkommen? er kommt wieder. aber seine mission scheint gescheitert – [*er hat wohl nichts dazu getan*]. er lässt sich von einem seiner geliebten züge überfahren (damit beginnt das buch). quer lief, die ganze zeit, der ungarnaufstand, radio-nachrichten, klägliche versuche, sowjetische transports zu verzögern (jakob, obwohl mit dem herzen auf der seite der aufgeregten, findet es lächerlich). natürlich aber gewinnen dadurch alle sonst harmlosen umstände eine akute gefährliche bedeutung, besonders eine etwas kindisch-konspirative aktion der intellektuellen, bei der jonas sich exponiert hat: auch er flieht zu vater cresspahl nach jerichow, verliert seine stelle, am ende ist er, der harmloseste, rohlfs' einziges verbliebenes opfer.

dass die handlung einiger klärung bedarf, ist sicher: das lasse ich gegen den autor nicht gelten. höchstens: dass sie der klärung nicht fähig wäre; ich wüsste aber nicht warum.

es gibt grossartige höhepunkte, die flucht [*im alten Auto und zu Fuß*] durch den wald, [*aber auch*] die katze in cresspahls haus, der bahnbetrieb, die meisten szenen mit dem überlegenen rohlfs: – ein verschmitztes raffinement, das sich, ohne ernsthaft täuschen zu können, simpel gibt. oft sehr amüsant. – der autor hat die eigenart, nur anständige menschen zu schildern. es stellt sich dabei die erstaunliche tatsache heraus, dass anständige menschen interessanter sind als nicht anständige (oder sein können.)

7 - politisch: im grunde wie bei der babendererde: distantes verständnis für die ost-ideologie (solang sie reden, haben sie recht, heisst es einmal.) auch für mancherlei praxis. aber: wie gehen sie mit dem menschen um? – es ist politisch wohl nicht konsequent – da hat rohlf's immer noch eher recht – aber es ist literarisch höchst dankbar. – westen interessiert eigentlich nicht, schilderungen von dort sind auch blass.

8 - in summa: auf diesen autor würde ich haushoch setzen. ich kenne kein vergleichbares erzähl-und-sprachtalent bei uns, auch arno schmidt nicht, er ist viel solider und – „haltbarer“. aber: sein erfolg ist nicht unabhängig vom erscheinungsdatum. diese ganzen DDR-probleme bleiben interessant, wenn sie einmal so menschlich gestellt sind. nachträglich aber, wenn sie de facto überholt sind, äusserlich, zumindest, kommt auch die menschlich-überdauernde fassung nicht mehr an. das ist ja eigentlich klar.
 ich meine damit: wir dürfen diesen mann nicht auf eis legen. wenn wir gründe gegen ihn haben, dann muss er andere chancen frei kriegen (neske wohl am ehesten).
 zu diesen möglichen gründen: die blut-und-boden-frage: obwohl fast alles städtisch ist, was hier passiert, die art, die leute, die sprache, die sympathien – das alles fällt unter das, was manche leute [*Blut und Boden nennen*]. ich halte das für ein leeres schreckgespenst, für eine literarische jargon-atrappe. mir sind leute (schreiber), von denen man spürt, dass sie wissen, was wald und nebel ist (diesmal nicht see und sonne) sehr lieb. aber darüber ist nicht zu diskutieren.

guggenheimer. 18.3.59.

6) Hans Magnus Enzensberger über Günter Kunert: *Aufforderung zum Zuhören*

Notiz zu dem Gedichtmanuskript „Aufforderung zum Zuhören“ von Günter Kunert

Kunert ist ein Brechtschüler in jenem ausgezeichneten Sinn wie das nur in Ost-Berlin anzutreffen ist. Man könnte ihn den lyrischen Peter Hacks nennen. Während hierzulande ein Autor wie Benn nur Epigonen hat und Einflüsse übt, bildet Brecht offenbar Schule im wirklichsten Sinn. Ich vermute, daß das politische Gründe hat: Brecht ist das Einzige, woran sich formal ebenso wie theoretisch Leute halten können, die von der Linie Kuba, also vom doktrinärsten und unbegabtesten SED-Kleibürgertum, abweichen wollen. Nimmt man dazu, daß Kunert ein begabter Schüler ist, so scheint alles dafür zu sprechen, daß dieser Autor in seinem eigenen Lande, also in der DDR, gedruckt wird.

Für uns sieht die Sache anders aus. Kunert ist ein kritischer Dichter und hier liegen seine Qualitäten. Die Anwendung poetischer Methoden, die von Brecht herkommen, führt hier zu guten und manchmal, besonders in den kürzeren Texten, verblüffend zugespitzten Ergebnissen. Kunert ist ein epigrammatisches Temperament. In der DDR würde seine Kritik ohne Zweifel Aufsehen erregen, auch und gerade dort, wo sie sich gegen seine eigene Welthälfte richtet. Diese Kritik an der eigenen Hemisphäre ist aber so fein gesponnen, daß ein westlicher Leser sie überhaupt nicht wahrnehmen wird; sie erschöpft sich in Andeutungen und Nuancen und taktiert sehr geschickt mit Hilfe der eigentümlichen Dialektik, die Brecht ausgebildet hat. Es mag richtig sein, daß Zensur den Stil verfeinert. Hier geht die Verfeinerung indessen so weit, daß Leute, die dieser Zensur nicht ausgeliefert sind, die kritischen Widerhaken eben dieser Feinheit wegen nicht werden zu würdigen wissen.

Übrigens hat die Verfeinerung dort ein Ende, wo die andere Welthälfte kritisch betrachtet wird, wo z. B. die Rede ist von dem Elend, das in Pennsylvanien, New York und Detroit herrscht. Hier hat Kunert mit seiner Brechtnachfolge wenig Glück. Brechts mythologisches Amerika ist nicht übertragbar und schon gar nicht auf einen jungen Mann, der das für bare Münze nimmt. Noch schlimmer wird es, wenn von Berlin die Rede ist. Da heißt es „Auf Anraten meines russischen Arztes nutzte ich, was mir geblieben: den Spaten, die Hacke, die Mauerkelle, den Rest von Vernunft. So auferstand ich aus meinen Trümmern und dabei so gründlich, daß, wer mich gestern beweinte, mich heute nicht wiedererkennt als eine Stadt, die noch immer trägt den Namen: Berlin.“ Hier geht Kunert von der Kritik zur Affirmation über, um nicht zu sagen zur Akklamation und im selben Augenblick wird seine Rede verlogen. Wo Kunert zum Jasager wird, hilft keine Begabung mehr. Da ziehen die Arbeiter „auf die neuen Schlachtfelder. Fabriken. Nicht hinter dem Maschinengewehr, hinter der Maschine zeigt nun der Held sich.“ Das mag in der DDR als Tarnung erforderlich, also zu rechtfertigen sein, bei uns wirkt es zumindest überflüssig.

Fazit: Als Herausgeber der „Akzente“ würde ich mich anheischig machen, Kunert mit einem Dutzend Gedichte, ausgewählt aus dem Vorliegenden, als einen ernsthaften Autor vorzustellen. Es ließe sich sogar ein Band daraus redigieren, der als respektabler Erstling gelten könnte; freilich unter Ausscheidung der zitierten und anderer Texte, die ich für unverantwortlich halte, nicht weil sie mir politisch unangenehm wären, sondern weil sich ihre Verlogenheit auch ästhetisch sofort verrät. So wie er ist, kann dieser Band nur in Ost-Berlin erscheinen, und nur [so kann er] bei denen Gehör finden, für die er geschrieben ist.

[enz]

**7) Martin Walser über Fritz Rudolf Fries: *Der Weg nach Oobliadooh*.
[Handschrift]**

zu *Der Weg nach Oobliadooh*

Aquarellroman aus verfließenden Tupfen

Giraudoux u. Eichendorff

DDR im Genre-Stil

Immer gut geschrieben

Manchmal sehr-sehr gut

Manchmal erstickt die ausschweifend lyrische Malerei an ihrem haltlosen Übererfluß.

Man nimmt alles in Kauf, weil das romantische Männer-Duo (zwischen Chaillot und Taugenichts) Kredit hat beim Leser.

DDR unter dem Milchwald. Daß der Milchwald-Autor nicht genannt wird, wirkt, als werde etwas verheimlicht.

DDR so leichtschwerträumerisch und schweifend-traurig gesehen: ist ein großer Reiz.

Man muß in Kauf nehmen, daß die Kapitel-Bildchen fast frei schweben. Ohne einer Handlung zu dienen, befördern sie doch etwas Allgemeines: Das Bild aus Bildchen.

Trotzdem: die größte Schwäche sind die angedeuteten Lebenslinien, die sich berühren, die ein Geflecht erwarten lassen, das Geflecht kommt nicht zustande, nur ein loses Gebilde aus ungenauen Berührungen. Das wird am deutlichsten an der Linie Isabel, mit der das Buch groß anfängt, die es nicht verliert, aber als diese Isabel dann wieder auftritt, verschwindet sie gleich wieder so abrupt und klanglos, daß diese Klanglosigkeit wenigstens als Trauer wirken müßte; so sieht es aus wie schlampig, oder man denkt (und das ist noch schlimmer): da hat er was angefangen, was ihm jetzt nicht gelingt, er kapituliert mit Hilfe von Schnörkeln.

Mehrere Linien sind in Gefahr, ihre Unverbundenheit mit dem Ganzen zu deutlich werden zu lassen. Aber das liegt in der Erzeugungsart, die man nicht kritisieren kann.

Also:

dieses Buch muß man veröffentlichen, weil zum ersten mal einer, der jetzt erst aufgewachsen ist, die DDR anschaut mit Augen, die gleichermaßen von gestern und von heute sind (vielleicht ein bißchen mehr, ein bißchen zu sehr von gestern als von heute).

Zu bedenken ist natürlich die Reaktion der DDR. Man muß kein Polizist sein, um diesen Autor in Leipzig (oder ist er schon nach O-Berlin verzogen) ausfindig zu machen. Ich hoffe zwar, die DDR hat nichts gegen dieses Bild einzuwenden, aber ich weiß das natürlich nicht.

Ein Buch für G. Blöcker, Frauen, Jazzkenner, Spaziergänger, im Herbst noch Singende und unter allen Umständen Seufzende.

8) Hans Magnus Enzensberger über Karl Mickel: *Vita nova mea*

enzensberger

notiz zu karl mickel, *vita nova mea*

april 1966

die großen erwartungen die man auf grund einzelner abdrucke in mickels erstes gedichtbuch gesetzt hat löst das manuskript nicht ein. einzelne gedichte, es sind immer die schon bekannten, allen voran der see, ragen hervor aus einem ensemble, das weniger ein buch als ein quodlibet ist. das zeigt sich schon an seinem äußern. der titel nimmt bezug auf ein buch von dante, aber die anspielung bleibt bloß verbal, es gibt keinen innern zusammenhang, auch nicht den des widerspruchs. so wirkt der titel nur kokett. ähnlich die gliederung in zwei teile: vermischt gedichte, und: an personen. sieht man genauer hin, so ist die einteilung willkürlich, die gedichte an personen umfassen gedichte über personen und unpersönliche gedichte, kurzum, die komposition hat nicht hand noch fuß.

nicht viel anders sieht es aus, wenn man einzelne texte genauer prüft. mickel teilt mit vielen schriftstellern der ddr (von hacks bis braun) den klassizistischen sprachgestus. er orientiert sich stilistisch an der deutschen tradition von klopstock bis hölderlin. (dem entspricht auch die fiktive gliederung, wie man sie in klassiker-ausgaben findet.) bis ins einzelne läßt sich das an der syntax nachweisen. ich vermute, daß diese orientierung am 18. jahrhundert, statt an der modernen poesie, einerseits mit den kulturpolitischen verhältnissen in der ddr, andererseits mit einer (vermutlich mißverstandenen) brecht-nachfolge zusammenhängt. natürlich wird gegen die alten muster geschrieben, und zwar so, daß form und inhalt in widerspruch zueinander treten. bezeichnend die vorliebe, mit der wörter wie scheißen oder vögeln in klassizistischen versmaßen vorgebracht werden. dieses rezept erschöpft sich bei mickel besonders rasch, wie ich vermute, aus den folgenden gründen. erstens schadet die große nähe zu brecht. sie wird besonders deutlich in den erotischen gedichten, die wie imitationen der augsburger sonette wirken. zweitens (damit zusammenhängend) hat die lyrik mickels (im gegensatz etwa zu volker brauns strophen) etwas durchaus privates. das pathos dient nicht dazu, neue verhältnisse, große verhältnisse zur rede zu bringen und zur rede zu stellen. es setzt nur persönliche [*umstände*] in ein allzu großes, allzu bedeutsames licht, wobei [es] die ironie kaum [bis] zur selbstironie [bringt]. ein großer anspruch wird, wie im titel, [so] auch in der sprachlichen führung des textes angemeldet aber nicht eingelöst. diese diskrepanz ist peinlich. mickel redet

von sich und seinen freund- und liebschaften wie von etwas schon berühmtem; es ist aber nicht einzusehen, was diesen ruhm rechtfertigen soll. so entsteht eine mischung von kunstgewerbe (stilistischer nachahmung) und kraftmeierei (die sich auf die sprache nicht beschränkt: mickel unterläßt es nicht, uns auf seine angeblich bedeutende potenz aufmerksam zu machen). weder das eine noch das andere kann die poetische schwäche verdecken. sie zeigt sich an einer brüchigkeit, die nicht von der oft fragmentarischen form der gedichte herkommt, auch nicht daher röhrt, daß der autor gern offene schlüsse setzt – sie ist auch als (beabsichtigte) sprödigkeit nicht zu erklären. der schluß der friedensfeier etwa (das gedicht gehört zu den besseren) ist einfach blödsinnig, nicht bloß enttäuschend, sondern einfach leer, es ist so gut wie kein schluß. das fadenscheinige ende weist mit dem finger auf schwächen im innern des textes („das ist des sprengstoffs höchsterrungener zweck“ – das wort höchsterrungen ist eben durch keinen ironischen vorbehalt zu retten, es ist eine dummheit). („in geschützrohre bohren wir kleine löcher hinein/dort ziehen dann spechte und stare ein“ – bildlich ein ganz löchriger vers, weil das geschützrohr von anfang an offen ist, weil das anbohren also ziemlich töricht ist und den vögeln nicht viel neues bietet, weil schließlich vögel nicht gern im eisen wohnen: und so mit allem, mit den zuberflöten-raketen, mit dem haifischfang, mit den frauen auf den generalstabstischen (– gemeint sind wohl kartentische – : eine schiefe zeile hinter der andern.)

die kleinen prosaversuche am ende des bandes wirken, auch sie, aufgesetzt, als mißratene pointe. sie sind als glossen für eine wochenzeitung nicht übel; sie aber einem gedichtband mitgeben, heißt einen programmatischen anspruch stellen, dem die paar seiten nicht gewachsen sind.

so wie es ist, sollte das buch bei uns auf keinen fall publiziert werden. ich fürchte aber, daß mickel ein durchgreifend verändertes ms. so leicht nicht wird vorlegen können. den jahreszahlen nach zu schließen, enthält das konvolut die arbeit von acht Jahren. unter diesen umständen ist dem autor auch für die zukunft eine günstige prognose kaum zu stellen. seine arbeit ist zugleich unfertig und festgelegt, kaum ein anfang und schon erstarrt. auch mickel ist vermutlich, auf eine komplizierte art, ein opfer der zustände, von denen wir jede woche in der zeitung lesen. Das erklärt die schwächen seiner poesie, aber es rechtfertigt sie nicht.

[hme]

9) Hans Magnus Enzensberger über Volker Braun: *Provokation für mich*, Brief vom 18.05.1965

[*Kopie, und schöne Grüße mang*]

enzensberger tjöme norwegen den 18'5'65

lieber herr braun, bitte erschrecken sie nicht, der brief wird lang. das schadet nicht, mir macht es sogar spaß, auch dort wo es schwierig wird. danke für brief und buch.

also erstens denke ich: ihr buch sollte in der bundesrepublik bald erscheinen, das heißt: im frühjahr 66. dies aus bessern gründen als weil sie, wie unsre verkaufsgenies sagen, „im gespräch“ sind. sondern weil ihre anwesenheit literarisch und politisch nützlich, also nötig ist. also meinetwegen auswählen oder kappen oder zehn raus zehn rein – aber nicht das ganze aufschieben. wie dick ein buch ist, das wollen wir getrost eine typographische frage nennen, die uns vorderhand nicht kümmern soll.

ich rede erst ein bißchen über das gedruckte. zyklus für die jugend. der sinn dieser überschrift ist schwer zu transportieren, außerdem bezweifle ich, daß da ein zyklus stattfindet. ironie schlägt in deutschland selten durch. warum nicht die ganze abteilung nennen: vorläufiges?

das vorwort ist nicht besser als das was danach kommt, sondern simpler, ein whitman-zitat, und nicht so genau wie ein vorwort sein müßte. was auf seite zehn steht wäre ein guter anfang für das buch. sonst bis seite 20 möchte ich nichts vermissen, mit einer ausnahme: der tramp-blues hat sowsas jugendbewegtes mit he! und jawoll! sowsas schillerkragenhaftes, mit einem schuß beat generation. ich will sie verflixt nicht älter machen als sie sind, aber das gedicht ist 18 und die davor und danach stehen sind 25, da stimmt was nicht. zur schlacht bei fehrbellin gebe ich zu bedenken: daß dieser text sehr umständliche erläuterungen braucht, für einen hamburger leser, die kontrahenten müßten erst vorgestellt werden, dazu bräuchte es ein eigenes gedicht. – dieser einwand geht nicht auf den kern des gedichts, der ist gut, denke ich.

die zweite abteilung. bin dagegen, daß sie weggeschmissen wird. orgien beim publizieren sind nicht gut, aber auch zum wegschmeißen gehört augenmaß. behalten hätt ich gern epitaph seite 28, gagarin seite 37, vielleicht reibfahrt seite 27 und stralauer oden seite 34. da schenke ich mir gründe im detail, bitte nur nochmals zu prüfen, was hält. ich sehe da nämlich unterschiede.

die dritte abteilung, provokationen: gehört unbedingt in die suhrkamp-publikation. auf ein fragliches gedicht komme ich zurück, wenn ich mit allem andern fertig bin.

legenden. unentbehrlich scheinen mir die letzten drei, entbehrlich scheint mir die erste (vom malen). das liegt an mir und meiner vorstellung von der malerei, es liegt aber vielleicht auch an der malerei selber. nämlich ich glaube nicht, daß solche maler nützlich sind oder gut malen. das wort elend, in der drittletzten zeile, kriegt dadurch einen beigeschmack von fataler wahrheit. ich weiß nicht, ob das ein einwand oder eine meinung ist, bitte sie aber, darüber nachzudenken. dazu genügt es übrigens, braun zu lesen, seite 70 desselben buches.

der anhang ist unentbehrlich, da darf kein stück fehlen.

die anmerkungen müßten eigentlich für westdeutschland neu geschrieben werden. der begriff des auslands, der ansonsten überall abgeschafft wird, hat seine bedeutung zwischen deutschland und deutschland. die anmerkungen müssen also mit einem ausländischen publikum rechnen.

jetzt will ich etwas zu der annachronik sagen, das ist aber nicht leicht. da ist überhaupt jeder schritt gefährlich, sie arbeiten ohne netz. ein schritt daneben, und der vers bricht sich das genick. die schwierigkeiten sind an den metaphern abzulesen. die sind gut, wenn sie was sagen, auch wenn sie was verschweigen, sie sind fatal wenn sie, wovon die rede ist, undeutlich machen. dann stellt sich verlegenheit ein, mithin das einzige was sich liebessgedichte verbieten müssen. die verlegenheit ist gut zu sehen dort, wo zuviel metaphern gebraucht werden, da wird etwas eingewickelt. (zum beispiel: ich ließ sie wie ein blatt. da wimmelt es von wie. glutgriff, schlamm, blatt, heilige jungfrau, leviathan, see, hai, alptraum, ätzen, seen, eisenschuh. die bühne mit requisiten überfüllt.) details: das verbum „sich erschmiegen“ ist mir ein wenig verdächtig, es ist ein bißchen jugendstil. schaumstrudel, für einen süddeutschen störend, das hört sich wie apfelstrudel an, etwas aus der konditorei. – in manchen gedichten spukt ein geist namens hölderlin, der bringt aber nicht nur einen brauchbaren rhythmus mit, sondern auch eine metaphysik, der ein mann wie braun längst valet gesagt hat. (nichts ewiges gibt diese erde her, aufschwung / des lebens: hoher todesschwung!: der nächste satz ist mir lieber, er ist von braun.) das wort bier, im dritten gedicht, ist eine ungeheure erleichterung, das könnte bei hugo v. hoffmannsthal nicht vorkommen. – mir gefällt der dritte teil der chronik am besten, er ist aber auch der leichteste, da hat man boden unter den füßen.

ich weiß nicht, ob solche bemerkungen ihnen von nutzen sein können. sie verschweigen auch, wieviel ihnen mit dieser chronik geeglückt ist. soviel, daß ich unbedingt zur revision rate, auf gar keinen fall zu einer kapitulation. sie haben ganz gewiß die nötige trennschärfe, um den ton rauszuholen, der in diesen sachen steckt.

bis hierher ist alles, was ich sage, ohne taktik gesprochen und ohne rücksicht auf unsern politischen vordergrund. die kreidestriche gelten in jedem fall unschärfen, wie ich sie auch bei mir finde, die mich gerade deshalb ärgern. ich

könnte parallelstellen zum bösen aus meinen büchern geben (metaphern, metaphysik, tramper-romantik), aber ich werde mich hüten, es ist außerdem überflüssig.

jetzt aber und zum schluß kommt eine rein politische bemerkung. sie betrifft die moritat vom wolfburger stempler. die leuchtet mir nicht ein, die halte ich für unklug und für politisch falsch. damit machen sie den stemplern das spiel zu leicht, die stürzen sich da mit wonne drauf, die reiben sich schon die hände, den spieß umzudrehen. diese art zu stempeln ist (und das blödsinnige wort kommt hier zu seinem recht) einfach gesamtdeutsch. und wer das nicht sagt, der sagt eine halbe wahrheit, mithin eine halbe unwahrheit. einen streit will ich nicht vom zaun brechen, das wäre ja das letzte, daß wir beide uns über so was streiten sollten. sicher aber, und keine bloße meinung ist, daß diese provokation hier, wo das buch gedruckt werden soll, nicht nachdenken provoziert, sondern nur die herrschende unvernunft bestätigen kann. sie schadet der ddr politisch, und folglich schadet sie nicht nur ihnen sondern auch mir. (wenn sie mir soviel solidarität erlauben wollen.)

da sind sie jetzt in einer nicht beneidenswerten lage. nehmen sie das gedicht weg, so korrigieren sie einen fehler, aber es wird nicht an leuten fehlen, die ihnen das übelnehmen. lassen sie es drin, so reagieren sie mit trotz, und nicht mit vernunft. das ist eine entscheidung, um die ich sie nicht beneide.

was den verlag betrifft, den kenn ich gut genug, der wird jede entscheidung respektieren, die sie treffen. der berühmte satz von peter suhrkamp: das letzte wort hat immer der autor, ist in diesem haus nie in frage gestellt worden. (das versteht sich in deutschland so wenig von selbst wie in deutschland.)

ich freu mich aber jetzt auf ihr buch. wenn es im frühjahr erscheint, dann haben sie zeit bis ungefähr anfang august, die satzvorlage herzustellen. noch was: ich ziehe ungefähr anfang november nach berlin, den winter über. da, denke ich, sollten wir uns manchmal sehen.

mit schönen grüßen

10) Hans Magnus Enzensberger über Volker Braun: *Wir und nicht sie*

zu volker brauns buch wir und nicht sie

enzensberger, juli 68

schon von ihrer thematik her stehen diese gedichte gegenwärtig ziemlich allein da. Sie handeln fast sämtlich von deutschland, und zwar vom ganzen deutschland. sie verdeutlichen die teilung, sind [zwar] nicht kurzatmig auf vereinigung aus, halten aber an der nation im ganzen und ihren fragen fest. das ist bemer-

kenswert zu einem zeitpunkt, da die regierungen kaum mehr ernsthaft von der einheit deutschlands sprechen (die konföderationspläne sind aufgegeben, die politik hat sich anderen themen zugewandt.) übrigens zeigen die gedichte auch eine starke formal-literarische auseinandersetzung mit beiden deutschen literaturen; eine auseinandersetzung und offenheit gegenüber einflüssen, die nicht ohne gefahr für den autor ist. der versuch, die beiden literaturen miteinander, wie polemisch auch immer, zu verklammern, führt da und dort zu diskrepanzen.

aus dieser grundhaltung ergeben sich die vorzüge, aber auch die kritischen einwände gegen den band. gerade der versuch das ganze zu sehen zeigt den unterschied umso deutlicher. Für mein gefühl die weitaus besten gedichte sprechen von der ddr, die schwächsten von der bundesrepublik. das ist keineswegs ein zufall. verglichen mit früheren publikationen hat braun sich am stärksten weiterentwickelt, wo er sich an seine eigenen erfahrungen hält. das gilt vor allem für den ersten teil des bandes, der lagebericht heißt. es ist heute überall schwer, ein moment von affirmation in die poesie zu bringen ohne zu lügen. das ist in diesem teil fast durchwegs gelungen. formal zeichnet dieser teil sich durch eine größere nüchternheit und durch eine sparsamere metaphorik aus. gelegentlich gibt es passagen, die auf einen westdeutschen kraftmeierisch wirken können. dieses gefühl der überforderung trägt wahrscheinlich. ich sehe darin eher ein indiz für ein wirkliches selbstbewußtsein, das sich in der ddr entfaltet. es fällt auch auf, daß „einheimische“ ostdeutsche literaturtraditionen der letzten zeit in diesem teil am stärksten hervortreten, nämlich eine art von preußischem, nüchternen klassizismus, wie man ihn auch bei müller und mickel findet: sozusagen brandenburgisches achtzehntes jahrhundert, mit höchst aktuellen treibsätzen geladen.

dagegen wirken die „westlichen“ formelemente merkwürdig fad, und fast antiquiert, vor allem in der behandlung der metaphor. sie tauchen vor allem in den gedichten auf, die von westdeutschland sprechen. die überanstrengung der polemischen bilder erinnert an die lyrik der fünfziger jahre, gedichte wie ansichtskarte, goldene höhe, große koalition, der notstand, verständigung und der ostermarsch bleiben abstrakt und ungenau. nicht ihre schärfe ist ihnen anzukreiden, sondern der umstand, daß sie nicht richtig treffen, nicht hinreichend aufs detail zielen. (zum beispiel, in ansichtskarte, die passagen, die sich auf die industrielle verschmutzung beziehen. diese folgen der industrialisierung sind keineswegs für kapitalistische gesellschaften spezifisch. ich habe ähnliche dinge in sibirien gesehen. das schwächt den angriff auf das westdeutsche gesellschaftssystem. oder die sache mit dem ostermarsch. er stellt heute keinerlei politische avantgarde in westdeutschland mehr dar, sondern eher eine harmlose spielart der opposition, die von niemandem mehr recht ernst genommen wird.) zum teil merkt man es diesen gedichten an, daß sie auf zeitungslektüre basieren. an einzelnen texten zeigt sich auch ein gewisses veralten der politischen frage-

stellungen. dies gilt für die straße und das deutsche gespräch; die anlässe für diese gedichte sind inzwischen historisch geworden, und es bereitet mühe, sich an sie zu erinnern; sie waren nicht gewichtig genug, um erhebliche folgen auszulösen; dazu kommt, daß die gedichte sehr lang, wahrscheinlich zu lang sind; sie nehmen in dem band einen unverhältnismäßig breiten raum ein. ganz anders die mauer: sie ist kein fait divers.

immer wieder zeigt sich, daß braun am besten dort ist, wo er sich nicht überhebt, wo er den ausschnitt statt der totale, die genaue erfahrung statt der prächtigen metaphor wählt. deshalb ist das weite feld ein besseres gedicht als schauspiel, das vogtland stärker als an alle.

vielleicht lassen sich einige der metaphern noch stutzen. („gleißende grachten voll schweiß“, „ein floß, geschnitzt aus gedanken“ „jeder des andern tür und des andern angel“ – in allen drei fällen zeigt die analyse, daß mit dem bild etwas nicht stimmt; floße werden eigentlich nicht geschnitzt, tür und angel taugen als erotische symbole entweder gar nicht, oder aber sie müssen eindeutig verstanden werden im sinn von zagal und loch, dann ist die umkehrung nicht gut möglich; grachten sind eher stille, ruhige straßen von vornehmer zurückhaltung.) auch einige manierismen wären leicht zu beseitigen (typus: „als unsre sommer schneller brennt“, s.8. in einem sonst sehr guten gedicht – warum nicht die normale wortfolge?).

ich plädiere unbedingt dafür, den band zu publizieren. einige der gedichte aus dem teil lokaltermin, auf jeden fall das über den ostermarsch, würde ich an brauns stelle streichen. vielleicht könnte er noch ein gedicht oder das andere über die westdeutschen machen, indem er von dem aus[geht] was er aus eigener anschauung kennt: von einem westdeutschen freund, vom westfernsehen, von einem genau abtastbaren ausschnitt. was ich schreibe hört sich kritisch an, aber ich schreibe es in der absicht, einem guten buch zu sich selbst zu verhelfen. dazu braucht es nicht viel.

[e]

**11) Siegfried Unseld über Volker Braun: Die Zickzackbrücke, Brief vom
31.10.1991**

Herrn
Volker Braun
Wolfshagener Str. 68
0 1100 Berlin

Frankfurt, 31. Oktober 1991

Lieber Volker,

zur „Zickzackbrücke“, 111 Seiten mit Gedichten, Erzählungen, Interviews: Der Titel, genauer gesagt der Untertitel, „Ein vergänglicher Kalender“, macht mir Kummer. Vom immerwährenden abgesehen, sind doch alle Kalender vergänglich, aber auch „Zickzackbrücke“ ist nicht besonders elegant; „Die Geschichte, für einen Moment entschlossen“ wäre doch entschieden besser. Alle Gedichte am Anfang sind von ganz hervorragender Qualität.

Von dieser sehr souveränen, poetischen Basis aus geht das Manuskript nun in medias res, und das ist das Politische, die Wende, der Zusammenbruch, der Widerstand – dagegen dieses Nicht-los-lassen-können. Dieses Manuskript ist ein Manuskript von Volker Braun – ein Autor, der auch mit sich selbst umzugehen versteht, ein Mann, der weiß, worum es geht. Da ist zunächst Behutsames „Die Lemminge“: „... lächelndes Glück, ehe sie in das helle Wasser gleiten und für immer, für immer darin verschwinden.“ Dann die Frage: „Was haben sie mit uns gemacht? Aber nun mal eine andere Frage: was machen wir?“ Dann wird das Gespräch „Über die Wende im Land“ eröffnet.

Und dann fallen Sätze, die ich nicht verstehe und die ich als Verleger auch nicht veröffentlichen möchte – z. B. „Das Wiener Schnitzel ist zu wenig für unsere Appetite ... ob es nicht etwas Moderneres gibt als den Zirkus der Parteien, eine Demokratie der Basis ...“. Was könnte „die Kühnheit“ der neuen Gesellschaft sein, die „ungeahnte Kräfte“ freisetzen könnte? Wie soll sich die Partei verstehen? Soll das eine Lösung sein: „Volkseigentum plus Demokratie made in GDR“? Dann „Wir sind die politische Kette los; binden wir uns nicht wieder an's Gängelband eines falschen gesellschaftlichen Interesses, das im Kaufhaus des Westen zu haben ist ...“

Lieber Volker, den Satz „Schnitzler geht, und Rühe kommt. Das Armutszeugnis des historischen Herbstsemesters...“ kann ich nicht in einem Buch des Suhrkamp Verlages veröffentlichen. Schnitzler und Rühe in einem Atemzug zu nennen, das überschreitet die Grenze des Zulässigen.

Dann zitierst Du einen Satz von Hans Mayer – dies auf eine Frage von Stéphane Moses: „Was kann die Bundesrepublik von der DDR lernen?“ Und nun, was kann sie? „Ein wenig mehr Vernunft und die Menschlichkeit zu planen, für Frauen, für Kinder, alte Leute, für Arme und Unwissende.“ Hat uns das in der Tat dieser Unrechtsstaat gelehrt? Da kann man nur entschieden „nein“ sagen. Und es stimmt auch nicht: „Der Sozialismus geht, und Johnny Walker kommt“.

Ich möchte Dich doch bitten, das alles noch einmal zu bedenken. Gewiß, Du hast das einmal in Interviews so gesagt, aber man muß nicht alles, was man einmal formulierte, dann auch für den Druck aufbewahren. Ich kann viele Deiner Gedanken und Deiner psychohistorischen Gefühle verstehen – auch Enttäuschungen, aber es kann und darf nicht sein, daß Ismen gehen und der einzige, der kommt, ist Johnny Walker. Das stimmt einfach nicht, und wir sollten dem auch keinen Vorschub leisten, indem wir das als möglich bezeichnen.

Ich bitte um Verständnis für meine offenherzige Reaktion.

Freundliche Grüße

Interne Notizen und Protokolle

12) Burgel Zeeh an Siegfried Unseld, Notizen Ost-Berlin-Besuch o.D. [ca. 1966, Handschrift]

Herrn Dr. Unseld
Notizen Ost-Berlin-Besuch

1. Fries. Wir müssen wegen des neuen Buches rasch beim Mitteldeutschen Verlag reagieren; es kann sonst sein, daß das Büro für Copyright den „Fernsehkrieg“ an einen anderen Verlag gibt. Vorschlag: ich schreibe den Brief, und zeige ihn Ihnen.

Fries hat sich über den Kontakt sehr gefreut. Bis auf weiteres keinerlei Finanz-Post schicken. Ich habe ihm die Kurzfassung seines Konto-Auszugs rübergebracht. Wir haben folgendes vereinbart: Wenn er „Sehr geehrter...“ schreibt, so handelt es sich um offiziellen Klartext, der wörtlich zu verstehen ist, wenn er uns mit „Lieber...“ anredet, so sind etwa geäußerte Konten-Fragen nicht ernstlich gemeint.

2. Harich. Bittet um vollständigen Abdruck seines Anarchismus-Aufsatzes im Kursbuch. Trotz der Länge. Dies solle sein politisches Come-back sein.

!! Macht darauf aufmerksam, daß bei Verrechnungen auf keinen Fall mehr stehen dürfe ein Betrag als Belastung für geschickte Bücher. Das sei, in den Augen der offiziellen Stellen, wie illegale Verwendung von Devisen.

Und beträfe alle unsere Ost-Berliner Autoren. N.B.: Es geht nicht um die Bücher, sondern um das Geld.

13) Karl Markus Michel: Protokoll der Lektoratsversammlung am 9.09.1969, vom 16.09.1969

PROTOKOLL DER LEKTORATSVERSAMMLUNG AM 9. SEPTEMBER 1969

Anwesend: Herr Beckermann, Herr Berthel, Frau Bodin, Frau Botond, Herr Busch, Herr Canaris, Herr Hildebrandt, Frau Kalow, Herr Michel, Herr Michels, Herr Teichmann, [Name vom DLA geschwärzt], Herr Unseld

Bericht über Leipzig, erstattet von Herrn Hildebrandt und Herrn Beckermann

- 1) „Leipzig Sachliches“ ist in einer Liste von Herrn Hildebrandt aufgeführt (betrifft Verlage und Kontakte).
- 2) Es wurde über die Funktion der Messebesuche in Leipzig gesprochen und festgestellt, daß diese Form von Präsenz des Suhrkamp Verlages, wenn auch nicht im Hinblick auf die Wiedervereinigung, so gewiß unter den gegenwärtig schwierigen Bedingungen in unserer Beziehung zu DDR-Autoren, -Verlagen und -Behörden geboten ist und sich auszahlen dürfte. Wir brauchen Kontakte, wir brauchen DDR-Autoren in unserem Programm, deshalb
- 3) ausführliches Gespräch über erwünschte Aktivitäten des Suhrkamp-Programms in dieser Richtung. Ausgangspunkt war der Fall Kant, Perspektive war die Programmgestaltung der nächsten fünf bis zehn Jahre. Es bestand Konsensus darüber, daß wir nicht mehr, wie bisher, gewisse DDR-Autoren, weil sie nicht unter einen rigorosen (westlichen) Literaturbegriff einzuordnen sind, ignorieren können und dürfen. Noch keine Übereinstimmung wurde erzielt über die Art und Weise, wie derartige Literatur in unserem Programm zu präsentieren sei; jedenfalls nicht innerhalb eines Gettos, auch nicht einfach als „Dokumente aus einem fernen Land“. Auch die Möglichkeit eines Jahrbuchs, das wichtige literarische und andere Texte vorlegt, scheint ~~nicht~~ ~~glücklich~~ [am Rand: *kaum realisabel, A.J.*] zu sein (Lizenzschwierigkeiten; vor allem aber wäre eine solche Anthologie in gewissem Sinn „unfair“ in der jetzigen Situation). Das Gespräch tendierte zu einer allgemeinen Diskussion

über moderne Literatur, die unbedingt nach der Buchmesse weitergeführt werden muß.

K.M. Michel
16. September 1969

14) Elisabeth Borchers an Siegfried Unseld, Notiz vom 13.05.1985

Notiz
Herrn Dr. Unseld

Fritz Rudolf Fries: Bemerkungen anhand eines Fundes oder Das Mädchen aus der Flasche

Texte zur Literatur
Aufbau 1985 (vermutlich zum 50. Geburtstag am 19.5.85)
329 Seiten
(siehe das Inhaltsverzeichnis)

Als das Umbruchsexemplar eintraf, war mir klar: kein Buch für uns. Wir schaffen es nicht einmal, aus: Die Verlegung eines mittleren Reiches ein gefragtes, also besser verkäufliches Buch zu machen; wie dann erst mit solchen Texten kiloweise, beginnend mit Erich Arendt, Kurt Batt (dem Lektor), Paul Wiens, Volker Braun und Paul Gratzik, Heinz Kamnitzer, Nuria Quevedo (eine mir unerträgliche Malerin/ Illustratorin, deretwegen ich schon mit Fühmann in Streit geriet). Dann klärt sich der Himmel (des Provinzialismus) auf: Lorca, Jean Paul, Mann, Benn, Brecht, Seghers etc.; eine imposante Anzahl lateinamerikanischer/spanischer Autoren. Der Titel des Buches bezieht sich auf den Essay zu Cortazar.

Ich habe hier und da (also nicht alles!) gelesen und lasse mich trotz sachlicher Überlegungen einnehmen von Fries, dem Stilisten, dem Gebildeten, Kenntnisreichen, Belesenen.

Und ich fragte mich: warum eigentlich diese apriorische Abwehr. Ein ‚ausländischer‘ Autor, gewiß, doch immerhin läßt er sich (erst nach Fühmanns Tod?) als der nun letzte (aufgrund seiner Herkunft) europäisch orientierte Schriftsteller einschätzen. (Wenn ich die Wahl hätte zwischen Christa Wolf und Fritz Rudolf Fries, ich würde vermutlich auf letzteren setzen.)

Wenn es um DDR-Autoren geht, so sind wir an kein Vollständigkeitsprinzip gebunden. Und doch frage ich mich hier, ob wir – in Anerkennung einer objektiven Qualität – nicht mitziehen sollten. Für eine Koproduktion ist es zu spät. Sollten wir eine Nachauflage abwarten? Oder gleich ins Taschenbuch gehen (bei

fotomechanischer Verkleinerung des Satzes)? Vielleicht wäre dies in der Tat eine gute, angemessene Lösung.

13. Mai 1985 mj
Borchers [handschriftliches Kürzel]

Briefe

15) Siegfried Unseld an Niklas Luhmann, Brief vom 24.08.1990

Lieber Herr Luhmann,

mit Interesse habe [ich, A.J.] Ihre Anregungen zu einem Nachruf auf die Bundesrepublik gelesen. Man kann natürlich geteilter Meinung sein, ob man Nachrufe schreiben müsse, wichtiger wären doch Projektionen und Perspektiven. Aber die beiden Beispiele, die Sie als „Nachwirkungen“ der „bundesrepublikanischen Phase“ aufzeigen, reichen doch nicht aus, ein Erbe zu beschreiben. Ist nicht das wichtigere Phänomen das der Demokratie – d. h. ein mündig gewordener Bürger, jedenfalls so mündig wie er in der deutschen Geschichte noch nie war – es gibt keinen Obrigkeitstaat mehr, den wir über die Jahrhunderte hinweg zu registrieren hatten? Und ist es nicht wichtig, daß in dieser Phase der Geschichte keine kriegerische Verwicklung stattfand? Und ist nicht drittens wichtig, daß die Bundesrepublik, aus welchen Gründen auch immer, für die Bürger der DDR ein so erstrebenswertes Vorbild war, daß sie zur Erhebung motiviert wurden?

Mit besten Grüßen

16) Niklas Luhmann an Siegfried Unseld, Brief vom 8.10.1990

Lieber Herr Unseld,

Ihren Brief vom 24. August finde ich bei meiner Rückkehr von einer Vortragsreise nach Mexiko und Brasilien unter meiner Post. Die mannigfachen Reaktionen auf meinen Artikel machen mir die Perspektive klar, in der ich ihn geschrieben hatte, ohne das ausreichend zu reflektieren. Mein Vergleichspunkt war nicht die deutsche Geschichte, sondern, wenn ich so sagen darf, die moderne Weltgesellschaft.

Das führt natürlich zu einer Abwertung nationaler Spezifika, und in diesem Sinne habe ich offenbar manchen verletzt, der die gegenwärtige Entwicklung als

einen Triumph der bundesrepublikanischen Ordnung sieht. Ich hätte sicher die funktionierende Verfassung und die formal gesicherte Demokratie nicht nur in einer Nebenbemerkung, sondern thematisch deutlicher hervorheben können; aber das gibt es ja schließlich auch in Frankreich, Großbritannien, den USA usw.

Keine kriegerischen Verwicklungen – das gilt für Gesamteuropa. Ein Vorbild für die Bürger der DDR – hier läßt sich das Politische vom Wirtschaftlichen schwer trennen. Insgesamt hatte ich genau das vor Augen, was Sie anmahnen: Projektionen und Perspektiven; und der Leitgedanke sollte eigentlich sein, daß wir diese aus der Geschichte der Bundesrepublik nicht gewinnen können. Das Drama der Weltgesellschaft in ökonomischer, ökologischer, politischer und nicht zuletzt auch technisch wissenschaftlicher Hinsicht braucht ganz andere Begriffe, Unterscheidungen und Beurteilungen, als wir sie aus der Geschichte der Bundesrepublik, wenn wir sie als Erfolgsstory erzählen, entnehmen können.

Ich danke Ihnen für Ihren Kommentar und darf die Gelegenheit benutzen, um Ihnen zu Ihrer Eheschließung aufrichtig Glück zu wünschen.

Mit besten Grüßen
[Ihr Luhmann]

17) Ernst Bloch an Siegfried Unseld, Brief vom 20.08.1961 [Handschrift]

20.VIII.61

*Marquartstein, OB.
Hotel Alpenrose*

Mein lieber Freund,
diesen Brief reduziere ich, auch wegen der schlechten Beleuchtung, auf einige Hauptpunkte, gegliedert nach Pro und Contra, was mein Hierbleiben unter den vermutlich nicht nur gegenwärtigen Umständen angeht.

Fürs Pro des Hierbleibens spricht:

1. bin ich drüber, so komme ich nicht mehr heraus. Einladungen werden bei dem Kerl, der mit Stacheldraht auch auf die Meinung des Westens, nicht nur auf die seiner Untertanen pfeift, nicht helfen.
2. Nach Erscheinen des Naturrechts bin ich persönlich nicht ungefährdet. Dazu kommt, was Sie vermutlich noch nicht wissen, dass mein Sohn Jan nicht nur in England angekommen ist, gottlob, sondern dort zu bleiben gedenkt. Das bedeutet Republikflucht mit einer Art von Sippenhaftung zur Folge.
3. Eine Rückkehr in Ulrichts sinnfälligst deklariertes Zuchthaus würde hier höchstwahrscheinlich wie ein Bekenntnis aussehen und so wirken. Ich hätte

mein Gesicht verloren, das Naturrecht. Auch, als Lehrgang von aufrechtem Gang und Würde, wäre – sehr höflich gesagt – menschlich unbegreiflich.

Es gibt sicher noch mehr Pro-Punkte, aber diese drei mögen vorerst genügen. –

Fürs Contra zum Hierbleiben spricht:

1. (Hauptsache): meine Manuskripte sind noch drüben. Ausser den Literarischen und den Philosophischen Aufsätzen (haben Sie übrigens die Politischen?). Ein Plan besteht nun, dass ich Teller bitte, die Manuskripte bei sich zu deponieren, wo sie gelegentlich abgeholt werden könnten; aber das gefährdet den guten Menschen und seine zarte Frau. Ein anderer Plan, von der guten Freundin Gastl, die seit einigen Stunden hier ist, vorzutragen ist: Sie selber will zur Messe als Buchhändlerin nach Leipzig reisen und die Sachen – vermutlich unkontrolliert – mitbringen.
2. Karola und ich besitzen hier nichts als was in drei kleine Koffer hineingeht. Eine Gastprofessur für ein Semester ist keine Lebensbasis. Die Gastprofessur müsste via Storz, Eschenburg, Schadewaldt in ein persönliches Ordinariat verwandelt werden. Das sogar bald, damit ich vor möglichen persönlichen Intrigen gesichert bin. –

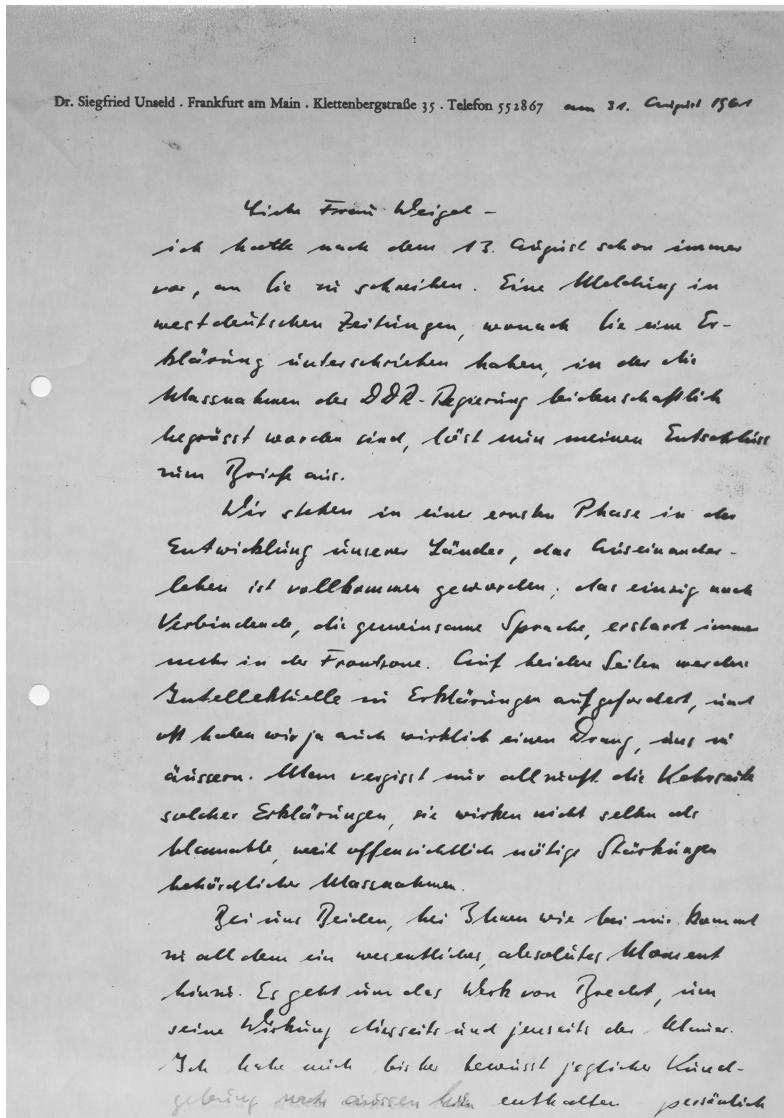
Was nun tun? Sehr würde ich mich über einen Telefonanruf freuen. Erreichbar bin ich hier am besten zwischen 1 h und 3 h oder abends nach 8 h in den nächsten Tagen. Wäre es nicht praktisch, wenn Sie betr. persönlichen Ordinariats den Rat von Eschenburg erlangen könnten? Und auch die Meinung Eschenburgs zu meinem eventuellen Hierbleiben überhaupt.

Das für heute. Ich freue mich auf Ihren Anruf. Grüsse an Frau Hildegard. Von Karola die schönsten Grüsse.

Herzlich stets Ihr Ernst Bloch
Herzlichste Grüsse für Sie beide Karola Bloch

P.S. Sind die letzten Korrekturbogen von Jürgen Jahn gekommen?

18) Siegfried Unseld an Helene Weigel, Brief vom 31.08.1961 [Handschrift]



Dr. Siegfried Unseld . Frankfurt am Main . Klettenbergstraße 35 . Telefon 552867

Leine ich den vollzogenen Akt der gewaltsmäßen Separation leidenschaftlich ab . Ich habe alles vermieden, was eine Verbindung zu mir, zum Verlag und zu den Theatern erschweren könnte, und diese Haltung ist nicht ohne Erfolge funktioniert. Sie haben gestellt, dass zwei Theaters freie preisliche verbrechen dürfen. Nachdem wurde in der Hamburger Staatsoper abgesetzt, bei der Lüneburg fälschlich Anfragen von Theatern nach Aufschlüssel von Vertragsbedingungen ein. Viele Theatralen, sogar die Künsten, stehen in einer gewissen Verunsicherung. Bei den Praktikanten sprüngt sich eine wachsende Reserve in der Ausfahrt und Ausstellung der freien Theatralen. In dieser Situation, die sich verschärft wird, können Entwicklungen, Beziehungen und Engagements bestreikt einnehmbare Konsequenzen entföhren, und zwar nicht nur hier sondern auch in anderen westlichen Ländern. Es könnte ein Schaden entstehen, der nicht mehr zu erkennen ist. Schöpfer, als Träger sind gerade Theatralen und ihre Entwicklung gegenüber von der Kriegszeit fachlicher Verhältnissen zu sprechen, als für uns beide sollte dies über das Engagement gestellt sein. Wir wissen nicht, von welchen Entwicklungswegen wir auch leben. Wenn mehr geht für uns, dass die Freie Theatralen, beim Schreiben mit Schwierigkeiten verbünden, muss mir mit Kriegszeit und Zeit verhindert werden kann.

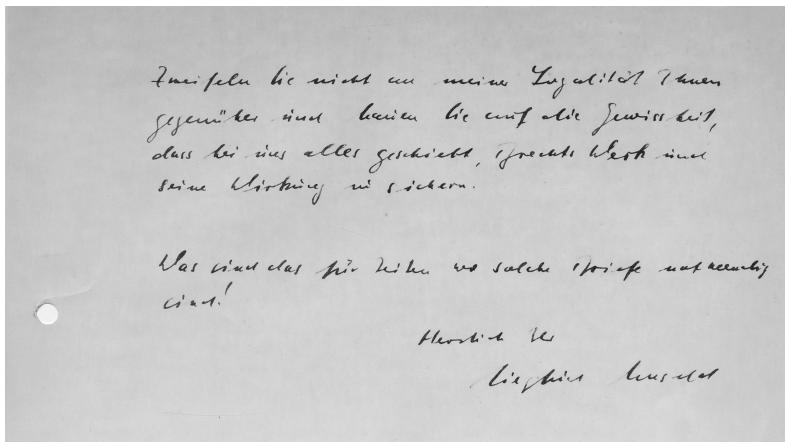


Abb. 18: Siegfried Unseld schrieb einen privaten Brief an Helene Weigel, nachdem diese den Mauerbau öffentlich befürwortet hatte.

19) Siegfried Unseld an Helmut Schmidt, Brief vom 11.07.1975

Sehr verehrter Herr Bundeskanzler,

Ihre Gattin ermutigte mich neulich zu diesem Brief. Doch zuvörderst meinen Dank für die liebenswürdige Übersendung des mit Ihrer Widmung versehenen Buches „Kritischer Rationalismus und Sozialdemokratie“. Ich habe Ihr Vorwort – das ich schon aus einem Manuskript kannte, das mir Ihre Gattin schickte – noch einmal gelesen. Es hat mich überzeugt und auch sehr sympathisch berührt. Ihr Denkansatz wie Ihre daraus resultierende, intellektuelle Position sind klar und zeigen deutlich den Hintergrund, von dem heraus Sie denken und handeln. Eine einzige Einschränkung möchte ich mir erlauben, und sie drängt sich mir auch aus anderen Äußerungen von Ihnen auf, so zum Beispiel aus dem, was Sie kürzlich bei der Tagung der Max-Planck-Gesellschaften sagten: Wenn Sie von Theorie sprechen, so tun Sie dies immer in der Distanz eines Anführungszeichens. Es ist verständlich, daß Sie, wie jeder Handelnde (so auch ein Verleger), Kompromisse machen müssen, und daß Ihnen für Ihr Handeln, für Ihre abgeforderte Entscheidung, für die konkrete Forderung des Tages (die Forderung im Fall Lorenz, die Forderung im Fall der Stockholmer Geiselnahme, die Forderung bei der Drohung der Anhebung der Ölpreise, die Forderung unserer Beziehung zu Israel usw.) „Theorie“ zu wenig zu nützen scheint. Das zu erörtern ist, wie Fontane sagen würde, ein weites Feld. Ich persönlich denke anders darüber. Wenn wir ent-

scheiden, entscheiden wir, wie Sie in Ihrem Vorwort schreiben, im Grunde genommen aus sittlichen Gründen. Unser Gewissen spricht also bei diesen Entscheidungen mit, und das heißt, daß es doch so etwas wie ein Wissen von Gut und Böse gibt, das letztlich theoretisch ist. – Im übrigen sind die großen Theorien immer – leider – radikal, weil sie auf die radix, die Wurzel, verweisen.

Doch das ist nicht der Grund meines Schreibens. Ich habe einen ganz anderen Wunsch, den ich Ihnen schon lange vortragen möchte:

Im Zusammenhang mit dem 17. Juni (man sollte diesen unnützigen Feiertag wirklich abschaffen!) sprachen Sie, wie zahlreiche andere Politiker aus allen Parteien, von unserem Problem „Wiedervereinigung“. Der Herr Bundespräsident er hob bei seinem letzten Besuch in den USA den – ich zitiere wörtlich – „Anspruch auf Wiedervereinigung“. Bitte hören Sie doch einen Augenblick in dieses Wort „Wiedervereinigung“ hinein: was heißt das, „Wiedervereinigung“? Ich will Sie nicht langweilen mit der Ethymologie des Adverbs ‚wider‘ oder ‚widar‘ oder ‚wibra‘ immer dasselbe: das Zurück zu einem Gleichen. Wenn wir diese ethymologische Spielerei lassen und uns auf das faktische Wort „Wiedervereinigung“ beschränken, was kann das anderes heißen als: Wiederherstellung einer Verbindung wie sie einmal war. Doch wie soll das sein? Eine Rückführung zum Deutschen Reich oder gar zum Großdeutschen Reich, zu den Grenzen von 1933 oder 1938 oder 1940?

Das, verehrter Herr Bundeskanzler, will doch kein Vernünftiger mehr, und selbst nicht einmal ein Repräsentant der Vertriebenenverbände. Es ist übrigens interessant, daß in dieser Frage unser „Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland“ sich durch Weisheit auszeichnet; in keinem Satz spricht unser Grundgesetz von einer „Wiedervereinigung“. In der Präambel heißt es: Das Grundgesetz will „dem staatlichen Leben für eine Übergangszeit eine neue Ordnung“ geben. Und „das gesamte deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.“ Und der Artikel 146, der das Grundgesetz beschließt, lautet: „Dieses Grundgesetz verliert seine Gültigkeit an dem Tage, an dem eine Verfassung in Kraft tritt, die von dem deutschen Volke in freier Entscheidung getroffen worden ist.“ Kein Wort von „Wiedervereinigung“ also. Warum aber sprechen wir davon? Ich glaube, wir benützen hier eben eine Formulierung, die sich eingeprägt hat und die man jetzt nicht mehr auf ihren Sinngehalt prüft. Dabei steckt in jedem ‚Wieder‘ ein retardierendes Moment, fast ein re-aktionäres. In dieser für uns so wichtigen Frage müßte man doch voraus und neu und produktiv denken. Ich meine, es wäre eine bedeutende Sache, wenn Sie, verehrter Herr Bundeskanzler, sich hier um eine Änderung bemühten. Eine „Wiedervereinigung“ der beiden deutschen Staaten wird es nie geben. Was wir realisieren können, ist eine Vereinigung der beiden

deutschen Staaten zu einem dritten. Mir schiene es richtig, wenn man von einer „kommenden Vereinigung“ spräche.

Ich hoffe, Sie haben Verständnis für diese Anregung. Nomen est omen. Wenn das Unerreichbare Sprache ist, wird auch das Faktische unerreichbar. Irgendwann in 20, 50 oder 100 Jahren wird diese Vereinigung der Staaten kommen, eine „Wieder“-Vereinigung wird es nicht geben.

In der Hoffnung, daß wir auch bei der Diskussion dieser Frage in der „Welt der Tatsachen“ verbleiben und nicht „in die Welt der Gedanken“ flüchten – so formulieren Sie es in Ihrem Vorwort –

bin ich mit besten Wünschen
Ihr
[Siegfried Unseld]

20) Helmut Schmidt an Siegfried Unseld, Brief vom 18.09.1975

Lieber Herr Unseld!

Für Ihren anregenden Brief vom Juli danke ich Ihnen herzlich. Ich bitte es mir nachzusehen, wenn ich erst jetzt nach der Sommerpause, die für mich wieder einmal keine war, darauf eingehen kann. Aber ich wollte gerne persönlich und etwas ausführlicher zu Ihren Gedanken etwas sagen.

Ich verstehe sehr gut, daß Sie als ein Mann des Wortes in das hineinhören, was wir allgemein als „Wiedervereinigung“ bezeichnen. Von Ihrer – wie ich denke – semantisch durchaus überzeugenden Position weisen Sie mit Recht darauf hin, daß der Begriff der „Wiedervereinigung“, den auch ich aus Anlaß des 17. Juni benutzt habe, angesichts der politischen Verhältnisse im Wortsinne mit einigen Bedenken zu versehen ist. Sie definieren „Wiedervereinigung“ sprachlich als „Wiederherstellung einer Verbindung, wie sie einmal war“. Aus dieser sprachlichen Prämissen ziehen Sie den politischen Schluß: weil ein „Zurück zu einem Gleichen“ – etwa zum deutschen Reich oder gar Großdeutschen Reich – kein Vernünftiger mehr wollen kann, sollte dieser Begriff durch einen besseren ersetzt werden.

In der Sache, lieber Herr Unseld, finden Sie meine volle Zustimmung. Die Wiederherstellung eines staatlichen Zustandes auf deutschem Boden, wie er einmal bestand, scheidet aus. 30 Jahre nach Kriegsende sind auf deutschem Boden zwei Staaten mit völlig unterschiedlicher Gesellschaftsordnung eine politische Realität. Und niemand wird füglich erwarten, daß diese beiden Staaten zu einem staatlichen Gebilde früherer Identität „wiedervereinigt“ werden könnten –

etwa in dem Sinne, daß etwas Verlorenes bloß wiedergefunden würde. Diese Art geschichtlicher Re-Aktion findet gewiß nicht statt. Übrigens nimmt wohl auch die Zahl derjenigen ab, die darüber Trauer empfinden.

Aus dieser gleichen Bewertung ziehe ich nun allerdings nicht den Schluß, daß auch der Begriff „Wiedervereinigung“ ersetzt werden müßte. Ich habe den Eindruck, lieber Herr Unseld, daß Sie sich von Ihrer primär semantischen Position allzusehr verführen lassen, wenn Sie einen anderen Begriff – wie etwa „kommende Vereinigung“ – vorschlagen. Dieser Begriff mag das, was wir politisch wollen, besser treffen. Aber abgesehen davon, daß dieser Begriff allzuviel in die nahe Zukunft projizierte, unerfüllbare Hoffnungen wecken und uns dadurch den Blick für das verstellen dürfte, was wir heute für die Menschen in beiden Teilen Deutschlands wirklich tun können – sehe ich auch keine praktische Notwendigkeit dazu. Wir würden einen neuen Begriff einführen, der sich in der öffentlichen Diskussion, in Presse und Fernsehen als Kurzform schwerlich durchsetzen könnte, wo doch ein eingeführter Begriff existiert, der auch dem Mann auf der Straße sinnfällig werden läßt, was das politische Ziel bleibt: nämlich die Wiederherstellung der Einheit der deutschen Nation.

Möglicherweise geht die Beschränkung auf das vorhandene Wort [*ein*] wenig auf Kosten der gedanklichen Präzision. Aber so wie Begriffe ganz allgemein immer wieder einen Bedeutungswandel erleben, sollte es auch nicht schwer fallen, die Wiedervereinigung nicht als ein Zurück zum Gleichen von Gestern zu verstehen, sondern als ein Vorwärts zum Neuen und Anderen von Morgen, zur Einheit der Nation in einem staatlichen Gebilde, über dessen Natur und Struktur heute keinerlei Aussagen gemacht werden können.

Ich habe darüber ausführlich in meiner Regierungserklärung zur „Lage der Nation“ am 30. Januar dieses Jahres gesprochen. Aus damals aktuellem Anlaß habe ich ein Wort von Ernst Bloch zitiert, von dem ich zutiefst überzeugt bin: „Man kann nicht durch Volkskammerbeschuß die Zugehörigkeit zu einer zweitausendjährigen Geschichte aufheben und zu dem, was in einer Kulturnation aufgebaut ist.“ Das Bewußtsein der Deutschen, zu einer Nation zu gehören, hat eine mehr als ein Jahrtausend währende, wechselvolle Geschichte überdauert. Diese historische Erfahrung gibt mir Veranlassung zu glauben, daß das Bewußtsein von der einen Nation lebendig bleiben und auch die Weiterverwendung des Begriffes „Wiedervereinigung“ überdauern wird. Dieses Bewußtsein liegt ja auch der – wie Sie sagen – „Weisheit“ des Grundgesetzes zugrunde.

Nun ist dies fast ein kleines Streitgespräch geworden. Dennoch – oder gerade deswegen – herzlichen Dank.

Ihr
[Handschriftliches Kürzel]

21) Elisabeth Borchers an Franz Fühmann, Brief vom 16.06.1973

Lieber Franz,

seien Sie begrüßt zu dieser ungewöhnlichen Stunde: sechs Uhr morgens! Ich habe das Krankenlager verlassen und mich in die Morgensonnen gerückt. Wenn sie schon da ist und wenn's mir schon ein bißchen besser geht, warum auch nicht? (Nun hat mir wer schon zum zweiten Mal ein Bein gestellt. Infektionen mit gründlichem Fieber, und ich, die ich mir doch das Stolpern abgewöhnt hatte, bin geradewegs darauf reingefallen.) Ich habe bereits zwei Stunden Sinn-und-Form-Lektüre hinter mir – Die Exekution des Erzählers und Ihre Nezval-Übertragungen. Ich werde diesem Brief einen Brief an Reclam folgen lassen mit der Bitte um Option. Nezval ist eine Art Jugendliebe, verbunden mit einer ahnungslosen Jugendsünde. Ein Wiedersehen war's also, eine schöne Morgenmusik. Merci.

Ich habe auch, in den letzten Tagen, Teil I des ‚Prometheus‘ gelesen – eine spannende Geschichte, die mich – keineswegs nur zwangsläufig – an die Leine legte. Bevor ich auch Teil II lesen werde, was in jedem Fall geschehen wird, nehme ich diesen Brief wahr für eine Art Zwischenbericht, damit die Zeit nicht zu lang wird. Sehr gern wüsste ich wie eilig dieses Unternehmen ist, eine Frage, die an den Verlag zu richten ist, ich weiß. Und eine zweite Frage folgt, halb auch an den Verlag, halb an Sie gerichtet, ist dies die Endfassung oder werden Sie gewisse stilistische Widersprüchlichkeiten noch einmal bedenken? Der bisweilen hohe, bisweilen allzu hohe Ton widerspricht, so meine ich, dem Unternehmen in doppelter Hinsicht. Der Text will sich prinzipiell neu gefaßt sehen und darüber hinaus wendet er sich an Kinder. Wie aber soll man bestimmte bombastische Wendungen verstehen, wie zum Beispiel: „...die in Fahlnis zerrissene Wölbung des niedrigen Himmels“, und ein paar Zeilen weiter das umgangssprachliche „er wollte sich hochrappeln“. Oder das häufige prätentiöse „allein“ statt „doch“, und das weniger häufige, doch nicht minder auffallende „indes“. Oder ein Satz wie dieser: „Die Sonnenscheibe, am Meer nicht mehr haftend, stieg glanzverströmend in den Himmel, der, um die Fülle des Lichts zu fassen, nach allen Seiten auseinander wuchs.“ Ich verstehe schon, daß der Koloß des Themas verführt, auch sprachlich kolossal zu werden. Doch dachte ich, daß genau das zu verhindern, Sinn der Sache sei. Oder täusche ich mich? Schreiben Sie mir bitte ein Wort dazu? Es läge mir sehr daran.

Im übrigen: die Exemplare der Programmvorstellung, also auch mit dem Text zu Ihrem Buch, schickte ich an den Verlag. Und: als ich in Berlin war, waren Sie in Klausur. Was sind Sie doch für ein fleißiger Mensch. Und nicht nur das.

Herzlich Ihre

(Elisabeth Borchers)

22) Franz Fühmann an Elisabeth Borchers, Brief vom 2.09.1973

Liebe Elisabeth Borchers,

ich schreibe Ihnen in größter Eile – in ein paar Stunden fahre ich zum 80. Geburtstag meiner Mutter, und danach unmittelbar für 3 Wochen nach Böhmen. Diese Reise kann ich leider nicht aufschieben, der Kinderbuchverlag wartet wie auf Kohlen auf ein kleines Stückchen Arbeit, das ich wegen der Landschaft, die drin eine Hauptrolle spielt, nur dort und nur jetzt in diesen konkreten Frühherbstwochen schreiben kann. Wir werden uns also leider nicht in Berlin sehen, es sei denn, Sie kämen etwas später. Aber ich muß zu Ihren beiden Briefen nun doch etwas mehr sagen.

Schauen Sie, ich bin kein g a r so naiver Debüttant, daß ich wegen einer Detailkritik die Waffen strecke; nur –. Und ich bin, glaube ich, auch kein Autor, der sich gegen Kritik sträubte oder sich für unfehlbar hielte; nur –. Das Nur: Es sollte sich um Kritik handeln, die einen weiter in der Richtung bringt, auf der man zu seinem Ziel unterwegs ist: sicherlich mühsam, sicherlich stolpernd, sicherlich vieler guter Ratschläge bedürftig, aber eben auf einem bestimmten Weg mit einem bestimmten Willen zu einem bestimmten Ziel – unabhängig von der Saisonmode und auch ungeachtet der Tatsache, daß viele andere in anderen, auch in direkt entgegengesetzter Richtung suchen und gehen. Es fragt sich nur, wo ein Miteinandergehen sinnvoll ist. Wenn einer nach Norden will und der andre nach Süden, kommt nichts als ein Mißverständnis heraus – was nicht heißt, daß man sich auf einem bestimmten notwendigen Stück Weg, sagen wir in Richtung Ost (natürlich all dies politisch wertfrei gemeint) völlig einig sein kann, bloß dann gehts wieder auseinander.

Ein Beispiel, das nicht sehr gut ist, weil es nur im Prinzip, nicht im Modus stimmt, aber es soll deutlich machen, was ich meine: Wenn einer in drei Jahren angestrengter Arbeit ein abstraktes Bild fertig hat, dann nützt es ihm wenig, wenn der Kritiker fordert, er solle das alles gründlich überarbeiten, damit man sieht, wo ein Pilz und was ein Hase sei. (Das Beispiel ist nicht gut, weil ich eben nicht abstrakt male). Vielleicht dies: Einer ist der Meinung, daß es auch heute möglich sein müßte, mit allen Regenbogenfarben zu malen, und nicht nur mit den grad als einzige möglich sanktionierten Farben mausgrau und anthrazit – und wenn ihm dann einer sagt: Was ist das für ein Mischmasch, da ist was grau, das ist gut, aber da und da und da sind ja noch rote und blaue und grüne Flecken, die werden Sie doch hoffentlich noch überpinseln, damit's einheitlich wird – dann ist das si-

cherlich auch eine Detailkritik; nur –. Ja und wenn einem das dann zum dritten Mal widerfährt, dann sollte man doch fragen: Wollen wir eigentlich dasselbe, stimmen wir im Prinzip überein, funken wir auf derselben Welle? Ich habe mich das nach Ihrer Reaktion bei den Nibelungen, beim Füst, im Einzelnen fast nach jeder unserer Unterhaltungen gefragt, und nun habe ichs derart massiv beim Prometheus gemerkt, daß ich mir sage: Es muß ein Mißverständnis sein zu glauben, wir seien über das Was, das Wohin und das Wie unsres Schreibens im Einverständnis. Bloß dann sollten wir einander nicht enttäuschen, das haben wir beide nicht nötig.

Wenn ich eingangs sagte, daß ich kein gar so naiver Debüttant bin – in einer Hinsicht bin ich sicherlich naiv, das sind bestimmte altmodische Ansichten, die ich so habe. Ich dachte, wenn ein Autor eine bestimmte geistige Leistung vollbracht hat, die er für den Höhepunkt seines bisherigen Schaffens hält und an die er drei Jahre angestrengtester Arbeit gegeben hat – daß dann sein Lektor zu dieser Leistung – aber lassen wirs. Einigen wir uns auf das Mißverständnis, denn es ist eins, und wir sollten es nicht mit einer lässigen Geste wegscheuchen wie einen Schmetterling. Ich wenigstens nehme Sie zu ernst, um das zu tun. Ihr erster Brief hat mich verstört; ich bin drei Tage dumpf und unfähig zu einem Gedanken herumgelaufen, und Ihr zweiter Brief beginnt nun in eben dieser Richtung zu wirken. Ich möchte und muß aber arbeiten – und zwar genau in der Richtung weiter, aus der Sie mich heraushaben wollen. Also brechen wirs ab und begraben wirs.

Ich darf meine Bitte wiederholen, mir das Manuskript gelegentlich zurückzuschicken und bin mit allen guten Wünschen und einem herzlichen Gruß und der Hoffnung auf eine ruhige, freundschaftliche Aussprache

Ihr
 [Franz Fühmann]

23) Elisabeth Borchers an Franz Fühmann, Brief vom 3.03.1976

Lieber Franz,

längst wollte ich Dir schreiben. Und weil mir ganz plötzlich die Zeit viel zu lang wurde, versuchte ich eines Abends, Dich anzurufen, doch niemand war da.

Zu drei Dingen ein Wort: Die Erzählung der nackten Männer ist hervorragend. Hat es das je in der Literatur gegeben, daß um einen blödsinnigen Spruch eine solche Geschichte entstand? – Dann habe ich mit der Lektüre des großen Kinderbuchs begonnen, und mein Vergnügen ist außerordentlich. Gewiß gibt es da

einige ‚Formulierungen‘, die nicht ohne weiteres verständlich sind hierzulande. Wir sollten darüber sprechen, ob ich Dich in Leipzig sehe?

Du hast mir ein so liebes, liebenswürdiges Telegramm geschickt. Sei mir ganz für dies und das bedankt.

Deine

24) Maria Dessauer an Franz Fühmann, Brief vom 2.12.1977

Lieber Franz Fühmann,

Ihr „infames Weib“, auf mich gemünzt, ist aktenkundig und hat mir sehr wohlgetan; es ist kürzer und schöner als das „gänzlich verworfene Geschöpf, das der violette Teufel in einem eigenen Kessel sieden möge“.

Ich habe mittlerweile Ihre drei griechischen Stories gelesen. So sehr ich den Wunsch, die Sehnsucht, das immer noch schwelende Bedürfnis verstehe, diese schönen Mythen nachzudichten, so wenig liebe ich doch Ihre Nachdichtung. Die eigenen Texte des Autors und in diesem Fall ganz [un]ironisch: Dichters Franz Fühmann liebe ich; die Nachdichtungen gar nicht. Ihre poetische Qualität erscheint mir manchmal pseudopoetisch, und die Originale sind so überwältigend besser, daß eine Nachdichtung sich ohnehin von vornherein verbietet. Wahrscheinlich würde ich ähnlich empfinden angesichts sämtlicher Versuche, Franz Fühmann nachzudichten.

Mit herzlichen Grüßen des infamen Weibes.

Ihre

(Maria Dessauer)

25) Franz Fühmann an Siegfried Unseld, Brief vom 25.05.1978

Lieber, verehrter Siegfried Unseld,

von einer Lesereise durch den deutschen Süden und einer Arbeitsreise in Sachen Trakl durch Österreich zurückgekehrt, möchte ich Ihnen für Ihren freundlichen Brief mit den Glückwünschen zum Kritikerpreis danken, und da Sie mir auch schrieben, daß Haus Suhrkamp diese Würdigung in einer künftigen Werbung

berücksichtigen will, kann ich gleich zu dem Brief übergehen, den ich Ihnen schon seit Wochen schreiben wollte, und den Sie vielleicht auch erwartet haben.

Dieses Jahr ist offensichtlich für mich das Jahr einiger grundsätzlicher existenzhafter Besinnungen und Konsequenzen, ich muß mir unter den verschiedensten Aspekten über meine Perspektive Klarheit verschaffen, und dazu gehört in hohem Maße auch die meines Verlags im außerdeutschen Sprachraum.— „Meiner“ – ach, ich habe ihn ja nicht. Es ist mein besonderes Unglück (wenigstens halte ich es noch für eines), mit meinen Arbeiten maßlos verzettelt zu sein, schon hier in der DDR, und nicht weniger „drüben“ – von den ausgesprochenen Kinderbüchern einmal ganz abgesehen sind dort 2 Titel bei Diogenes verlegt, einer bei Luchterhand, drei bei Suhrkamp, und drei für mich höchst wichtige Titel [*waren*] bis vor kurzem noch nirgendwo [*untergebracht*]; diese drei waren auch für Suhrkamp/Insel gedacht, sind aber dort vehement abgelehnt worden, und eben auf diese dreifache Ablehnung hin möchte und muß ich Ihnen schreiben. Es handelt sich um meine Adaption des Nibelungenlieds (für Insel), meinen Prometheus (ebenfalls) und meine mythologischen Geschichten. Mein „Sprachbuch“ klammre ich aus diesen Überlegungen aus, da liegt der Fall anders, ebenso will ich auf meine Nachdichtungen nur jetzt, am Rande, zu sprechen kommen und einfach mitteilen, daß ich unter andrem auch meine Nachdichtungen Milan Füsts dem Haus vergeblich angeboten habe. Aber das ist jetzt nicht so wichtig. Entscheidend sind diese drei, oder meinetwegen auch nur zwei, die aber sind für mich essentials: Prometheus und jene mythologischen Novellen, indes bei Hinstorff unter dem Titel „Der Geliebte der Morgenröte“ erschienen und um zwei weitere vermehrt.

Ich hatte mir nach mancher Irrfahrt unser Verhältnis so vorgestellt, daß ich bei Suhrkamp ein Haus gefunden hätte, das mich will, mich ganz, und nicht nur einige meiner Arbeiten, die ein Lektorat als die für mich wesentlich zu seienden bestimmt. Ich kann mich nicht teilen und bin wie ich bin, und die Beschäftigung mit der Mythe ist für mich etwas Unabdingbares und wird auch weiterhin ein wesentlicher Bestandteil meines Schaffens bleiben. Ich kann nun schlecht ein Haus als das meine betrachten, das mich zur guten Hälfte strikt ablehnt, und von dem ich bis zur Stunde auch nicht weiß, warum es diese Hälfte ablehnt, denn ich habe bislang weniger Gründe gehört als vielmehr Zeichen deutlicher Indigniertheit erfahren, man schiebt mir diese Sachen mit wortlosem Naserümpfen zurück und erklärt sein bedauerndes Befremden, daß ich, wenn ich schon so etwas mache, es dem Verlag überhaupt anbiete, und man ist nicht gewillt, mir das nachzusehen. Gründe, wie gesagt, kenne ich nicht, nur Ablehnung in Bausch und Bogen, einzig beim „Prometheus“ mit unannehbaren Änderungsvorschlägen, oder besser: Änderungsbedingungen verbunden, in denen Gründe ahnbar waren, etwa: Landschaftsschilderungen gingen doch prinzipiell nicht mehr, das mache

man doch schon lange nicht (da klingt immer so ein bißchen Bedauern mit der Provinzialität eines Ostmenschen mit, der solche Dinge noch nicht weiß) und ähnlich Gelagertes.— Ich weiß nicht, wie es jetzt damit steht, vielleicht trägt man jetzt wieder Landschaft, aber ich kümmre mich nicht darum, auch das gehört nun einmal zu meinem Wesen.— Ich habe, lieber und verehrter Herr Dr. Unseld, bisher mein Verhältnis zum Haus Suhrkamp auch ohne einen entsprechenden Vertrag so angesehn, daß ich ihm stillschweigend eine vollkommene Option für meine sämtlichen Hervorbringungen eingeräumt habe, dergestalt, daß ich jegliches Angebot anderer Häuser, soweit eine Ablehnung in meiner Verfügungsgewalt lag, strikt unter Hinweis auf meine Bindung an Suhrkamp abgewehrt habe, doch ich sehe beim besten Willen nicht ein, warum ich so einseitig fortfahren soll.

Ich kenne Struktur und Arbeitsfluß des Verlags wenig und rede vielleicht mit dem, was ich jetzt sage, ein wenig an den Realitäten vorbei. Ich erfahre Vorzüge wie Nachteile des Umstands, daß meine Lektorin selbst eine der bedeutendsten heute wirkenden Autorinnen deutscher Sprache ist; die Vorzüge liegen auf der Hand, aber ebenso auch die Nachteile. Jeder, der selbst schreibt, und gar einer, der es so exzellent tut wie Elisabeth, hat seine eigenen Vorstellungen von Stoff und Form, hat seinen Sprachrhythmus, seine Bilder, seine Rhetorik, seine Gestik, und die Gefahr ist kaum abzuwehren, daß er diese seine Vorstellung auf das Werk anderer überträgt. Ich kenne das zur Genüge aus eigner Praxis, ich habe in der Vergangenheit darum alle Vorschläge, als Lektor zu wirken, auch in existenzieller Bedrängnis abgewiesen, aus Furcht, meine Schreibweise Andren aufzuzwingen, und vielleicht trifft von dieser Gegebenheit etwas auf meinen Stand im Lektorat Ihres Hauses zu. Sicherlich wird meine Lektorin für sich die besten Gründe haben, die Neufassung mythologischer Muster (die ja dem Wesen dieser Mythen entspricht, sie w o l l e n und m ü s s e n immer wieder neu gefaßt werden) mit einem bis zur Gereiztheit gehenden Widerwillen abzulehnen, aber eine Übertragung dieses Widerwillens auf mein Schaffen ist ebenso falsch und verderblich wie sie es gewiß für ihr eignes als rechtens, weil offenbar für sie als nutzbringend hält.

Ich habe ein Äußerstes getan. Ich habe ernsthaft versucht, mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, meine Lektorin habe recht, und ich habe diesen Komplex dutzend- und dutzendfach überprüft, habe diese Geschichten höchst seriösen Leuten, auf deren Meinung ich größten Wert lege, zum Lesen gegeben (den Wert des Prometheus kenne ich seit nunmehr acht Jahren mit untrüglicher Sicherheit), ich habe diese Geschichten verschiedensten Kreisen vorgelesen, auch jetzt auf dieser Lesereise, und ich habe eine solche Zustimmung erfahren, eine solche Betroffenheit, eine solche Erschütterung, eine solche Ermutigung (und gleichzeitig als gutes Indiz eine solche Ablehnung dort, wo es mir darauf ankam, daß abgelehnt werde), daß eine ganz ursprüngliche Notwendigkeit des Schrei-

bens zu einer durchreflektierten Gewißheit nicht nur von der subjektiven Unumgänglichkeit sondern auch vom objektiven Wert dieser Arbeiten geworden ist.

Was tun?

Ich muß mir jetzt über vieles klar werden, und ich möchte Sie um eine klare Entscheidung und Antwort auf diese Frage bitten: Ist der Suhrkamp Verlag bereit und gewillt, meinem Werk als ganzen, einem Werk im Prozeß und Progreß, dessen eigentliche Existenz ich von den „22 Tagen“ ab datiere und dessen Zukunft für die nächsten Jahre und, so Gott will, Jahrzehnte ich deutlich sehe –: Ist also das Haus Suhrkamp bereit und gewillt, diesem meinem Werk als Ganzem eine Heimat zu sein und ihm als Ganzem eine Chance zu geben, sich der Öffentlichkeit mitzuteilen, oder möchte das Haus nach wir vor das auswählen, was es für das Beste daraus hält. Ich weiß die Ehre wohl zu würdigen, zu der Suhrkamp-Gilde zu gehören, aber vielleicht ist diese Ehre auch zu groß und zu erdrückend für mich. Was ich sicher, ganz sicher, absolut sicher, weiß, ist, daß jene Arbeiten, die Ihr Haus bislang so vehement abgelehnt hat, weiterhin in meinem Schaffen einen wichtigen Platz einnehmen werden und daß es mir schwer erträglich vorkommt, für sie dann irgendwohin [anders] um Obdach bitten zu gehen.

Ich wäre Ihnen, lieber und verehrter Herr Dr. Unseld, dankbar, wenn Sie sich rasch entscheiden könnten, ja ich muß auf einer raschen Entscheidung bestehen. Natürlich heißt das jetzt nicht, daß ich eine Revision der drei erwähnten Fälle erwarte, da sind die Titel indes vergeben. Aber ich muß Klarheit für die Zukunft haben. Meine Sehnsucht gilt einer Heimat, einer, einer vollen, aber wenn das ein Wunschtraum sein wollte, würde ich mich dazu entschließen, jeweils meine Entscheidung nach dem jeweils günstigsten Angebot zu treffen.

Ich möchte dem Gesagten noch hinzufügen, daß ich einen Wunsch des Diogenes Verlags, meine Kriegsgeschichten als Taschenbuch herauszubringen (seine Rechte an diesem Titel insgesamt sind abgelaufen) dahin modifiziert habe, daß ich ihm ausschließlich die Rechte für eine Taschenbuchausgabe, nicht aber die erneute Übernahme der Gesamtrechte gewährt habe, eben aus der Hoffnung heraus, diese Rechte in einem Haus meines Gesamtwerks zu konzentrieren. Und schließlich noch dies: Ich habe es auch vermieden, auf meiner letzten Lesereise Suhrkamp irgendwie in Anspruch zu nehmen, eben weil ich neben den „Drei nackten Männern“ aus der „Bagatelle“ auch eine jener abgelehnten Geschichten vorgelesen habe, den „Marsyas“, mit erschütterndem Erfolg übrigens. Ich wollte beiden Seiten eventuelle Peinlichkeiten ersparen.

Das ist nun ein langer Brief geworden, aber ich stehe jetzt in einer Periode offenbar langhin währender Entscheidungen und damit offenbar auch langer Briefe. Ich wäre Ihnen für eine rasche Erklärung dankbar, und bleibe bis dahin mit aufrichtiger Hochachtung, mit besten Wünschen und herzlichen Grüßen von Tür zu Tür

[Ihr Franz Fühmann]

26) Siegfried Unseld an Franz Fühmann, Brief vom 30.06.1978

Lieber Herr Fühmann,

haben Sie Dank für Ihren Brief vom 25. Mai. Es tut mir leid, daß ich ihn erst heute beantworten kann, daran sind meine Reisen und Berge von Verpflichtungen schuld.

Sie stellen eine klare Frage: Autor oder Nicht Autor. Sie wissen, es ist das Prinzip des Hauses Suhrkamp, keine Einzelbücher zu bringen, sondern sich für den Autor zu entscheiden. Aber, lieber Herr Fühmann, das muß doch klar sein: dieses Prinzip auszuführen heißt, nicht jedes Werk eines Autors bringen zu müssen. Es muß Manuskripte geben, über die wir diskutieren, und es darf nicht als Schicksal empfunden werden, wenn wir sagen, dieses oder jenes Manuskript passt nicht aus erklärbaren Gründen in den Suhrkamp Verlag.

Ich habe Ihre mythologischen Novellen nicht lesen können, ich weiß auch nicht, ob Sie darüber schon verfügt haben, wenn nicht, so schicken Sie mir dieses Manuskript noch einmal zu, damit ich mir nun auch persönlich ein Urteil bilden kann.

Ich verstehe nicht ganz Ihre Formulierung „Entscheidung nach dem jeweils günstigsten Angebot zu treffen“. Immerhin hat der Suhrkamp Verlag ja doch ein Verdienst im Durchsetzen Ihrer Arbeiten, und ich sichere Ihnen zu, daß wir uns weiter für Sie als Autor und für Ihr Werk engagieren werden. Doch bitte, eine gewisse Freiheit müssen wir uns beiderseitig erhalten. Das heißt nicht, daß wir mit Ihnen nicht durch Dick und Dünn gingen, und schon gar nicht, daß der Suhrkamp Verlag für Sie die Heimat nicht sei. Aber eine Verbindung, die auf Zwängen beruht, ist keine, das wissen Sie, das wissen wir aus unserer langen Erfahrung. Meine Überlegung ist also, daß wir es deutlich machen: Sie sind Autor dieses Verlages, der Verlag hat die innere Verpflichtung, Ihr Werk zu veröffentlichen. Wenn wir dann im Einzelnen einmal anders entscheiden sollten, so ist das, wie gesagt, kein anderes Schicksal.

Ich hoffe, Sie verstehen das. Und vielleicht haben wir bald einmal Gelegenheit, uns mündlich über diese Frage zu unterhalten.

Mit gleicher Post schicke ich Ihnen das erste Exemplar der eben erschienenen Taschenbuch-Ausgabe „22 Tage oder die Hälfte des Lebens“.

Herzliche Grüße

Ihr

[Handschriftliches Kürzel]

27) Franz Fühmann an Elisabeth Borchers, Brief vom 22.01.1979

Liebe Elisabeth,

Dank für Deinen Brief, der vor drei Tagen in Berlin eingetroffen ist: Weihnachtszeit, Neujahrzeit, Schnee ist gefallen, da kann die Post halt nicht so schnell. – Ja, das Schweigen nimmt zu, was soll es auch sonst tun? Es ist ein Jahr großer Bitterkeit gewesen, zerschlagner Hoffnung, schmerzlicher Einsicht, so ist es nun einmal. – Wollen wir schnell übers Sachliche reden.

„Morgenröte“, das ist klar, das kommt nun bei Hoffmann & Campe, und in Zukunft verschon ich euch mit so was. – „Hälse“ – das ist aber auch ganz klar gewesen: Ich weiß, daß Du dieses Buch magst, es war aber deine Bedingung, zu ändern („Pioniere“ = „Pfadfinder“ oder so), und es [war] meine Entscheidung, das nicht zu machen, und daraufhin haben wir uns getrennt. Das war eindeutig, und ich hab Rodrian so unterrichtet; das Manuskript hat sehr lange bei euch gelegen, und ich muß ja auch von was leben. – Die Vergabe Trakl ist reine Entscheidung Marquardts. – Und nun E.T.A.H.: Daß Dir & Frau Dessauer meine Arbeit gefällt, freut mich natürlich, aber wie mir Herr Fauth mitgeteilt hat, ist seine Absprache mit Dir gewesen: erscheinen im Jahre 1980, dem habe ich schließlich zugestimmt, wiewohl zwei andre Angebote zur sehr viel schnelleren Veröffentlichung vorlagen und vorliegen – und nun schreibst Du mir: „frühestens 1980“, das könnte also auch 1990 sein. – Ich muß da um Unmißverständlichkeit bitte: 1980, nun gut; einem späteren Erscheinen aber kann ich nicht zustimmen. Ich habe auch Herrn Fauth indes so unterrichtet.

Ich nehme an, Elisabeth, daß Du den Brief kennst, den ich im vorigen Sommer Siegfried Unseld geschrieben habe, ich habe darin etwa gesagt: Ich weiß die große Ehre zu schätzen, Autor im Suhrkamp Verlag zu sein, aber vielleicht ist diese Ehre zu groß für mich. Wahrscheinlich ist sie's wirklich. – Mein Werk ist schmal, ich arbeite sehr langsam und unter nicht ganz einfachen Umständen, und wenn euer Programm zum Bersten voll ist, was mich für euch und für mich als Leser (nicht so sehr als Käufer) freut, dann muß ich mich halt mit einem andern begnügen, in dem ich nicht am äußersten Rand stehe. Ich weiß, ich bin bei ST in der glänzendsten Gesellschaft, nirgendwo ist sie solchenrangs vertreten – aber so groß die Ehre auch ist, an der Königstafel Platz nehmen zu dürfen –: Wenn es dort so voll ist, daß man verhungert eh man dran kommt, gibts halt nur zwei Möglichkeiten: Entweder wird die Küche und die Tafel vergrößert, worüber die Gäste natürlich nicht entscheiden, oder einige der Gäste müssen sich entschließen, eine Etage

tiefer zu gehn und unter einfacheren Bürgern Platz zu nehmen. Ich bin also dazu bereit.

Ich gebe Dir darin Recht, Elisabeth, man könnte einen zehn mal längren Brief schreiben; muß mans denn auch? Die Entwicklungen, wie sie so laufen, sind doch unabänderlich, ich mach mir keine Illusionen. Dort der Markt, da die Doktrin; „wir sind dazwischen“ wie's bei Brecht heißt.— Ich weiß nicht, ob wir uns sehen werden, ich sitze hier draußen im Wald, im knietiefen Schnee, bin bei -20° rausgefahren, hacke Holz, hab anfangs Schnee geschmolzen, weil alles Wasser eingefroren, es ist gut, einmal so zu leben.— Zur Messe komme ich nicht, was soll ich dort? Bis Herbst werd ich mindestens am Trakl sitzen, dann fang ich das „Bergwerk“ an, das wird Jahre dauern, bis man was sieht; dazwischen vielleicht noch ein Kinderbuch oder zwei oder vier Geschichten, alle diese für euch uninteressant.— Ich habe also nichts anzubieten, und das ist doch das Einzige, das zählt.— Du steckst in Deiner Mühle, ich in meiner, also halt Schrott draus werden.— Ich wünsche Dir und dem Haus und allen lieben Menschen dort, Chef natürlich eingeschlossen, alles Gute.

Leb wohl

[Franz]

28) Elisabeth Borchers an Siegfried Unseld, Notiz vom 12.09.1979

Herrn Dr. Unseld

Zum Besuch von Franz Fühmann am 11.9.1979:

Er bedauerte wirklich sehr, nicht mit Ihnen sprechen zu können: der Entschluß, mit allem Zukünftigen nun zu Hoffmann & Campe zu gehen, sei doch ein gravierender und gehe ihm eigentlich contre-coeur.

Es gehe am Ende weniger um den Freiraum, den sich der Verlag ausbedinge, über jedes Manuskript entscheiden zu können, vielmehr darum, daß diese seine – von uns strikt abgelehnte – Behandlung mythologischer Stoffe eine wesentliche Säule seiner Arbeit ausmache; daß das Buch „Der Geliebte der Morgenröte“ nicht das Letzte seiner Art sein werde; ja, daß die Folge von „22 Tage oder die Hälften des Lebens“ in wesentlichen Teilen aus solchen Nacherzählungen bestehen werde. Das aber hieße: er müsse sich jedesmal dem Risiko einer Ablehnung aussetzen, um dann Hoffmann & Campe zu bitten, das von Suhrkamp Abgelehnte anzunehmen. Die Nachwelt werde uns vielleicht recht geben mit unserem Urteil – doch er sei nicht die Nachwelt und müsse existieren. (Diese Überlegungen leuchten ein. Auch für uns wäre ein solcher Verlauf mühsam.)

Darum auch meine Frage an ihn: ob es dann überhaupt ratsam sei, die E.T.A. Hoffmann-Essays noch bei uns herauszubringen? Nein. Und Sie sagten, zwischen Tür und Angel, zu, wir verzichten. Dementsprechend schreibe ich an Hinstorff.

Er bat aufrichtig um die Möglichkeit, dennoch in Beziehung bleiben zu können. – Einmal ganz abgesehen von der Tatsache, daß drei Fühmann-Titel im Programm sind. Und wir sollten in diesem Fall nicht von uns aus auf diese Bücher verzichten! Es sind ausgezeichnete Bücher, auf der Höhe geschrieben, und so auch von der Kritik bewertet.

Wenn Sie den Vorgang zur Kenntnis genommen haben, informiere ich das Haus (Carlé, Honnefelder, Ritzerfeld, Binz, Staudt).

Die Nachrichten von Drüben sind so trübe wie noch nie. Günter Kunert ist Jurek Beckers Vorbild gefolgt; für drei Jahre hat er die DDR verlassen und sich in Holland (an der Grenze zur BRD) niedergelassen. Jüngere Autoren haben den Antrag auf Ausreise gestellt. Hermann Kant sei der Repräsentant der DDR-Literatur. Heym und Rolf Schneider wollten so lange bleiben, als irgend möglich. Hermlin sei Kant hörig. Fries in Petershagen vergraben. Braun habe sich möglicherweise arrangiert (?). Er selbst, der einmal eine nicht unwesentliche Rolle spielte, werde nur noch im Zusammenhang mit seinen antifaschistischen Bekennissen erwähnt; und dies höchstens zweimal im Jahr. Es sei durchaus möglich, daß auch für ihn einmal der Zeitpunkt kommen werde, obwohl er wisse, daß seine Frau nicht mitgehen würde. Vielleicht aber sei es dann auch endgültig zu spät.

12. September 1979 st
Borchers
[Handschriftliches Kürzel]

29) Durs Grünbein an Christian Döring, Brief vom 17.06.1988

Lieber Christian Döring,

die Programmvorstellung ist nun eingetroffen und ich muß versuchen, ganz ruhig zu bleiben, tief durchzuatmen. Gespannt zuerst, dann aber einigermaßen bestürzt über die Geradlinigkeit des Porträts habe ich die Ankündigung meines Gedichtbandes mehrmals durchgelesen. Ich frage mich, was für den Anfang weitblickender ist: jene Gerade aus Hineingeborensein, Protest, Traum und Wirklichkeitsflucht oder ein mehrstimmiges Zickzack aus Imagination und Gedankengang, Formsuche und Tradition, Poesie und Politik usw.

Ich weiß natürlich, wie unsinnig hier Reklamierung ist, aber, vor die Wahl gestellt: deutsch-deutsche Zerreißprobe oder neutrale Würdigung aufbrechender Poesie, hätte ich mich gewiß für das letzte entschieden. Jeder westeuropäische Autor wird, auch in dieser Programmvorstellung ersichtlich, zuerst nach den Absichten und Einflüssen, nach seiner offenen oder verdeckten Poetologie beurteilt, im Fall der Deutschen aus West wird es schon etwas heikler, im Fall der Deutschen aus Ost scheint es unmöglich. Und dabei wäre gerade hier jede Behutsamkeit nötig.

In diesem ideologisch total überfrachteten Raum mit einer Stickatmosphäre, in die 3 Generationen Deutsche ihre Wortabgase geleitet haben, ist es naiv zu glauben, man könne auch nur ein Streichholz anzünden, ohne daß es sofort kracht. Demgegenüber scheint mir der Grat, auf dem die Verse eines Unbekannten zunächst daherkommen... so groß die Zuversicht, so offen das Publikumsinteresse... weit weniger schmal, der Neuling weit weniger absturzgefährdet als viele Warnschilder inzwischen glauben machen. Nur, Voraussetzung wäre halt, in jederlei Ausschnitt, eine Stimme, die für sich selbst spricht, ein subjektives Patchwork, objektiviert von selbst in dem Augenblick, da es, auf sich gestellt, an die Öffentlichkeit tritt. „Grauzone morgens“, so war's gedacht, sollte schon in der Formel die leise Spannung von Wirklichkeit und Möglichkeit, Inventur und Grenzüberschreitung tragen. Grauzone, allerdings... aber: morgens... d.h. zu Tagesanfang, kurz nach dem Aufstehen, Sichstrecken, Losgehen hinein in die tausenderlei Zufälle des Tages usw. Keineswegs also erscheint mir Realität (welche der vielen?) als ungreifbar, im Gegenteil, es ist zum einen die Lust an der Nüchternheit, daß ich mit krassen und direkten Bildern zurückschlage, zum anderen Neugier (grenzenlos!), daß ich mich, selbst Zufallswesen, immer hart an den Spuren der Geschichte vorbei, auf die Suche begebe, begleitet von Tyche, der Lady mit den unberechenbaren Launen (und ihrem fernöstlichen Wimpernschlag).

„Alles passiert jetzt in Augenhöhe“ heißt aber auch: der Blick wird nur selten himmelwärts, selten erdwärts gerichtet, ein Streit wie der zwischen Orest und Pylades, Antigone und Ismene liegt weit zurück, seit es die Götter der Tiefe und die Götter der Höhe nurmehr im Mythenlexikon gibt. Eine Beurteilung, die mich zu sehr, selbst polemisch, an DDR-Realität (sagen wir: das Realitätsstudio der Väter in diesem Land) fesselt, übersieht doch, daß ich zumindest auch Europäer bin und darüberhinaus „Hirntier“ und Lebewesen im 20. Jahrhundert nach Christus, dem Tiger.

„Autopoet in den Dämonologien des Ostens“: das bin ich und derart von lauter O's angefüllt, mache ich meine Streifzüge durch Zeiten und Räume. Wohlgemerkt, diese O's sind keine O's der Verzweiflung, der Desillusion oder gar des Zynismus. Es sind ironische O's, voller Hoffnung und Staunen und manchmal, im Be-

drängnisfall, Zorn... Und so frage ich also: Ist das etwa noch der gute alte Expressionismus vom Leierkastenmann an der kalten Straßenfront? Bin ich wirklich um kein Stück weitergekommen (in puncto Bildgenauigkeit, mot juste, Verfremdung, Montage und Selbstironie) als diese, zugegeben, sympathischen Gestomanen, Formensprenger und Superidealisten, die mir, mit Ausnahme Heyms und einiger Skeptiker und Wortsachbearbeiter à la Benn so unendlich fremd sind? Ganz zu schweigen von Brecht, der sich wohlweislich schon früh aus solcher Gesellschaft davongemacht hat.

Eines ist sicher, und wenn das expressionistisch ist, dann habe ich zurecht dieses Etikett verdient und trage es mit Stolz: Poesie ist entweder total oder sie ist nichts. Und viel lieber als mich in kommende Streitigkeiten um Gesinnung und Position verwickeln zu lassen, wäre es mir, endlich mit einem solchen Credo gehörig zu werden. Denn alles wird gründlich umgewertet, sieht man die Welt von diesem Ende her. Nicht der Schwerkraft der Verhältnisse zu entkommen, tut not, sondern diese Schwerkraft, sprich Gravitationskraft als das zu erkennen, was sie dem wahrnehmenden Körper ist, nämlich Feldkraft... in die hinein gestellt vieles sich plötzlich anders erfährt, multipler, spannungsvoller, von intensiverer Bezuglichkeit, mit einem Wort (wenn man das Bildhafte mit Pound als den Werkstoff des Dichters ansieht): bildhafter.

Das scheint wenig, aber es ist einer von den sieben vermaledeiten Wegen, auf denen Wortarbeit sich weiterbewegen muß. Alles andere ist Ausflucht, ihr radikalstes Rezept, zugleich das heroischste, wäre der Selbstmord... als die Konsequenz, der Schwerkraft der Verhältnisse zu entkommen.

(Und wenn es so wäre; daß die Poesie ausläuft... dann stünde dagegen immerhin der gesammelte Aufruhr, das ganze Instrumentarium der List, des Schreckens und der Geheimoperationen in den Laboren des Worts.)

Bitte, lieber Christian Döring, seien Sie mir jetzt nicht böse wegen meiner Aufgebrachtheit, ich hoffe nur, die Gesetze der Höflichkeit nicht verletzt zu haben, erwarte mir außerdem Klärung und, vielleicht, engeren Zusammenhalt bei gemeinsamer Arbeit. Leicht kann aus Unbedachtsamkeit großer Schaden erwachsen, die Zeichen stehen auf Argwohn, trotz Kulturabkommen und allerhand freundlicher Verlags-Agreements. Ist es da weitblickend, was eben erst anfängt, frühzeitig schon so einseitig (schlimmer noch: tendenziös) zu stilisieren?

Glauben Sie wirklich, ich würde mich zu so plumper Kolportage hergeben, daß ich die Arbeitshelden meinte, wenn ich von den ‚kaputten Visagen‘ sprach? Diese Kombination, so willkürlich sie ist, hat mich am meisten getroffen. Sie ist sinnlos wie ein Schlag in die Magengrube, weil sie eine Distanz konstruiert, die nur blinder Parasitismus leben könnte, und weil sie von vornherein jeden genaueren Zugang verdeckt. In dem betreffenden Text geht es vielmehr um die Gestrandeten, die Bahnhofstrinker, um Leute, mit denen ich andernorts schon

aneinandergeraten bin, und die mir doch näherstehen als alle strahlenden Kolonisatoren in Ost und West.

Weder befasse ich mich also mit Plakatmalerei, noch liegt es mir, vorhandene Plakate zu übertünchen, lieber schon würde ich das Plakat, das ein Dokument ist, unter die Elemente eines größeren Poems aufnehmen als Sperrgut einer politischen Kultur, Zeichen in einer Vielheit von Zeichen.

Wird es im Klappentext des Gedichtbandes ähnliche Reizwortbarrieren geben? Bitte beruhigen Sie mich bald. Und seien Sie, falls es nötig ist, mit dem Eingeständnis versöhnt, daß es mir hier im Kontakt mit SINN&FORM nicht viel besser erging: das Hauptinteresse der Herausgeber lag ganz offensichtlich bei einigen Zeilen zum Ost-West-Clinch, und erst in zweiter Linie bei den Eigenheiten der Poesie...

P.S.: Zwei Änderungen noch an den zum Druck anstehenden Texten. Erstens bitte ich die Schreibweise des Philosophennamen in AIDS von Konfutse in Kung-Fu-Tse zu verändern (der Einheitlichkeit wegen, siehe Tschuang-Tse).

Zweitens lege ich dem Brief eine geringfügig erweiterte Fassung des 16. Gedichts aus der Serie ‚Grauzone morgens‘ bei.

Noch ist die SINN&FORM-Auswahl nicht erschienen, die Korrekturbögen aber sind längst an die Redaktion zurückgegangen. Dieser Tage noch gehe ich zum Amt für Urheberrechte in Berlin und melde den Suhrkamp-Vertrag an.

[Ihr Durs Grünbein]

